Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 103 (1958)
Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

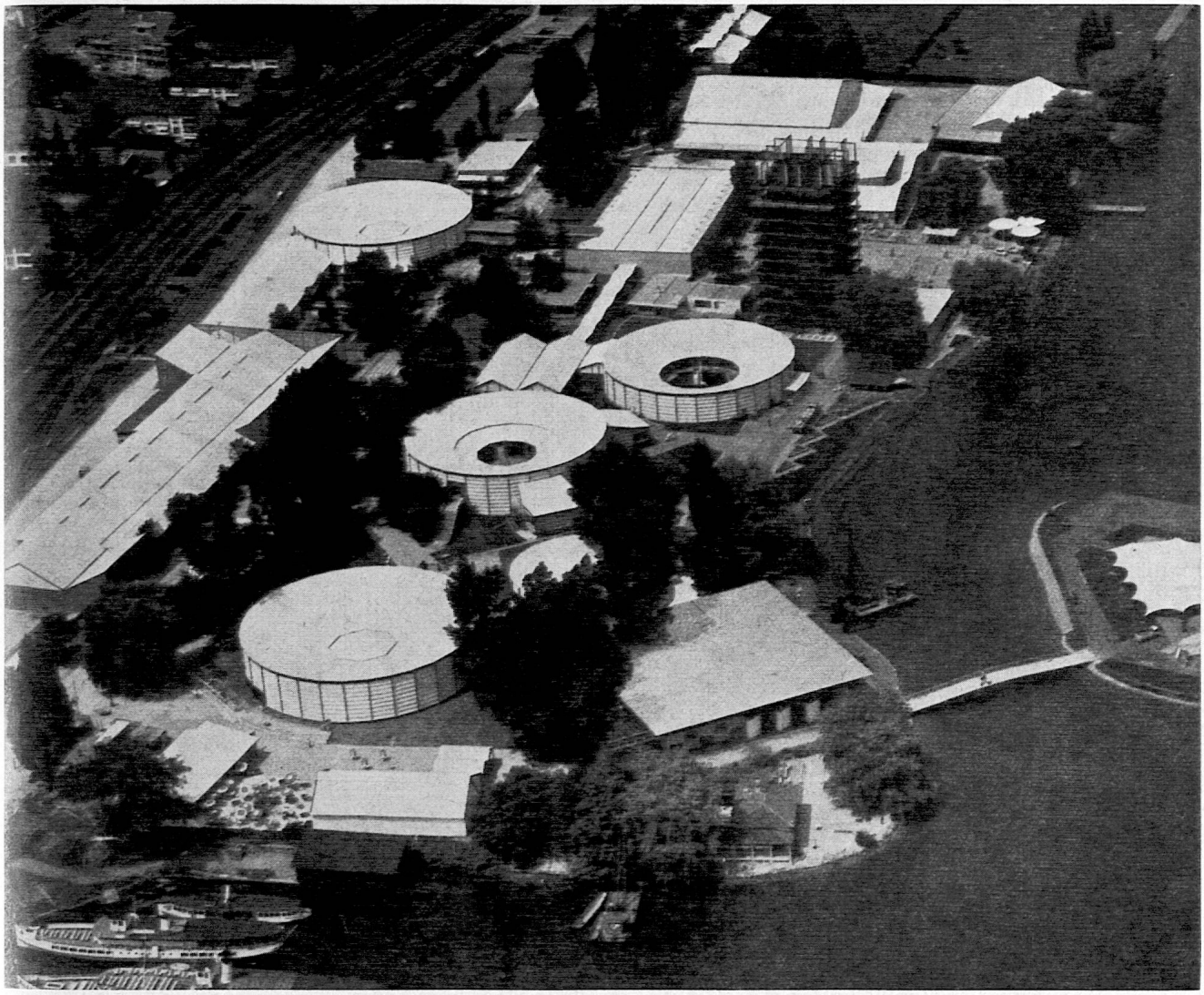
SCHWEIZERISCHE

LEHRERZEITUNG

ORGAN DES SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREINS

35 103. Jahrgang Seiten 949 bis 972 Zürich, den 29. August 1958 Erscheint jeden Freitag

SAFFA-Heft I



Die zweitunterste der kreisrunden Hallen ist dem «Dienst am Menschen» gewidmet und birgt auch die Abteilung «Unterricht und Erziehung» (s. dazu den Leitartikel in diesem Heft). In den beiden auf dem Bild sichtbaren Anbauten an die Halle sind die beiden Schulzimmer untergebracht.

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

Inhalt

103. Jahrgang Nr. 35 29. August 1958 Erscheint jeden Freitag

SAFFA-HEFT I
Gedanken zur SAFFA
Frauengestalten des 17. Jahrhunderts
Probleme der Frauenbildung im 19. Jahrhundert
Kurse
Vereinigung Schweizerische Lehrschau
Die Kohle II
Kleine Mitteilungen

Beilagen

Zeichnen und Gestalten (6mal jährlich)
Redaktor: H. Ess, Hadlaubstrasse 137, Zürich 6, Telephon 28 55 33

Das Jugendbuch (6mal jährlich)
Redaktor: J. Haab, Schlösslistrasse 2, Zürich 44, Telephon 28 29 44

Pestalozzianum (6mal jährlich)
Redaktion: Hans Wymann (Pestalozzianum) und Dr. Viktor Vögeli (Pestalozziana), Beckenhofstrasse 31, Zürich 6, Telephon 28 04 28.

Der Unterrichtsfilm (4mal jährlich)
Redaktor: Dr. G. Pool, Nägelistrasse 3, Zürich 44, Telephon 32 37 56

Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich (1—2mal monatlich)
Redaktor: Hans Künzli, Ackersteinstrasse 93, Zürich 10/49, Tel. 42 52 26

Musikbeilage, in Verbindung mit der Schweiz. Vereinigung für Hausmusik (6mal jährlich)
Redaktor: Willi Gohl, An der Specki 35, Zürich 53

Redaktion

Dr. Martin Simmen, Luzern; Dr. Willi Vogt, Zürich
Büro: Beckenhofstrasse 31, Postfach Zürich 35, Telephon (051) 28 08 95

Administration, Druck u. Inseratenverwaltung

Conzett & Huber, Druckerei und Verlag, Postfach Zürich 1, Morgartenstrasse 29, Telephon 25 17 90

Versammlungen

(Die Einsendungen müssen spätestens jeweils am Montagmorgen auf der Redaktion eintreffen.)

LEHRERVEREIN ZÜRICH

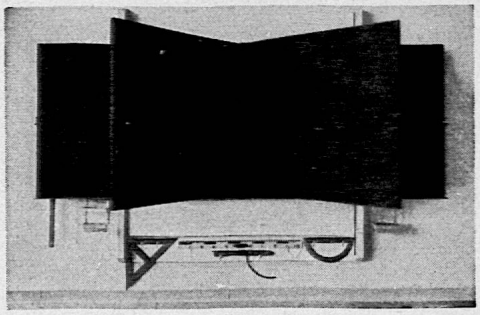
Lehrergesangverein. Jeden Freitag Probe, 19.30 Uhr, Hohe Promenade: Vorbereitung eines Konzertes zum 60. Geburtstag von Paul Müller. Neue Sängerinnen und Sänger willkommen!
Lehrerturnverein. Montag, 1. September, 18.00—19.30 Uhr, Sihlhölzli Halle A, Leitung: Hans Futter. Korbball: Technik und Taktik.
Lehrerinnenturnverein. Dienstag, 2. September, 17.45—19.00 Uhr, Sihlhölzli Halle A, Leitung: Hans Futter. Korbball / Volleyball.
Lehrerturnverein Limmattal. Montag, 1. September, 17.30 Uhr, Kappeli, Leitung: A. Christ. Leichtathletische Uebungen 2./3. Stufe; Laufen, Stafettenformen. Spiel.
Lehrerturnverein Oerlikon und Umgebung. Freitag, 5. September, 17.15 Uhr, Turnhalle Liguster, Leitung: Max Berta. 1. Korbballturnier, 2. Unterstufe: Fröhliches Turnen an und mit der Langbank.

ANDELFINGEN. *Lehrerturnverein.* Dienstag, 2. September, 18.30 Uhr: Lektion 2. Stufe Knaben. Spiel.

Lehrerverein; Arbeitsgemeinschaft für Sprache. Freitag, 5. September, 20.00 Uhr, im «Barockhäuschen», Winterthur. Thema: Leitmotive für ein neues Viertklasslesebuch.
BASELLAND. *Lehrerturnverein.* Samstag, 30. August, 14.00 Uhr, Sissach, Sportplatz bei der Realschule: Spieltreffen der Lehrerturnvereine Basel, Olten, Zürich und Baselland.
BÜLACH. *Lehrerturnverein.* Freitag, 5. September, 17.15 Uhr, Turnhalle der neuen Sekundarschule, Bülach: Knabenturnen 2. Stufe, Spiel.
HINWIL. *Lehrerturnverein.* Freitag, 5. September, 18.15 Uhr, in Rüti: Mädchenturnen, 2. Lektion.
MEILEN. *Lehrerturnverein.* Freitag, 5. September, 18.00 Uhr, Erlenbach: Persönliche Turnfertigkeit an den Geräten und Spiel.
PFÄFFIKON. *Lehrerturnverein.* Donnerstag, 4. September, 17.30 Uhr, in Pfäffikon: Knabenturnen 3. Stufe, Spiel.
USTER. *Lehrerturnverein.* Montag, 1. September, 17.50 Uhr, Sekundarschulturnhalle Krämeracker, Uster: Leichtathletische Uebungen und Messungen der Leistungsprüfung.
WINTERTHUR. *Lehrerverein; Arbeitsgemeinschaft für pädagogische Grundfragen.* Donnerstag, 4. September, 20.00 Uhr, im «Barockhäuschen»: Allgemeiner Lehrplan der Volksschule.
Lehrerturnverein. Montag, 1. September, 18.00 Uhr, Kantonsschule: Lektion 3. Stufe Mädchen. Spiel.

Gesucht (da vergriffen) «Testreihen zur Prüfung von Schweizer Kindern vom 3. bis 15. Altersjahr», von Dr. Hans Biäsch, Verlag Huber & Co., Frauenfeld. **G. Glättli,** Lehrer, **Turbenthal-Bühl ZH.**

Lehrer mit langjährigen heilpädagogischen Erfahrungen sucht Veränderung a. Spezialkl. o. Heim. Zuschriften unter Chiffre 3501 an Conzett & Huber, Ins.-Abt., Postfach, Zch. 1.



Schultische, Wandtafeln

liefert vorteilhaft und fachgemäss die Spezialfabrik

Hunziker Söhne, Schulmöbelfabrik AG, Thalwil

Tel. 92 09 13 Gegründet 1880

Lassen Sie sich unverbindlich beraten

Erste Spezialfirma für

Physik-, Chemie- und Labor-Einrichtungen
Hörsaal-Bestuhlungen, Zeichentische

Wir projektieren, konstruieren und fabrizieren

ALBERT MURRI — WABERN-Bern

Parkstrasse 25 Telephon (031) 5 39 44

Bei Kopfschmerzen hilft Mélabon besonders wirksam gut verträglich

Gedanken zur SAFFA

Von allen den mannigfaltigen Daseinsgestaltungen weiblichen Wesens, die an der SAFFA zu bedeutsamer Darstellung gelangt sind, gehen uns in unserer Zeitung aus naheliegenden Gründen besonders zwei an: nämlich die *Frau als Mutter* und die *Frau als Lehrerin*.

Die Mutter

Jeder Lehrer und jede Lehrerin wissen, wie sehr ihre Arbeit mit den Kindern und an den Kindern von der Atmosphäre und der Erziehungskunst der Elternhäuser abhängt. Dem erzieherischen Schalten und Walten der Mutter hat Pestalozzi in «Lienhard und Gertrud» ein unauslöschliches und im schweizerischen Bewusstsein tief verankertes Denkmal gesetzt. Unvergesslich bleibt dem Leser auch, mit welcher Vehemenz und Einfühlungsgabe sich Pestalozzi für die unehelichen Mütter eingesetzt hat (in seiner Schrift «Gesetzgebung und Kindermord»). Fast grotesk, wenn auch nicht unnütz, mutet es an, wenn neuerdings amerikanische Psychologen sogar experimentell festgestellt haben, dass die Mutterliebe einen sozusagen unabdingbaren Quell des kindlichen Gedeihens darstellt.

Der schweizerischen Mutter von heute möchte man zweierlei wünschen: erstens, dass ihre besten Kräfte zur Zeit, da ihre Kinder sie so dringend benötigen, nicht durch Arbeiten und Zerstreuungen ausser dem Hause absorbiert und damit ihren Kindern geraubt werden, und zweitens, dass sie stets eingedenk bleibe des altschweizerischen Sprichworts: «Chind erzühe isch au gwärchet»; denn Kinder zu erziehen, recht zu erziehen, dies braucht nicht bloss Zeit, sondern eben auch Kräfte, Seelenkräfte und Gedanken. Gott schenkt sie auch den Seinen nicht immer nur im Schlafe, besonders heute nicht, da wir ein so intellektuelles Geschlecht geworden sind. Auffallend und für unsere Generation auch beschämend ist die Unsicherheit im erzieherischen Alltag, und dies sogar in gebildeten Kreisen. Auch garantieren Lebensgewandtheit und äussere Lebensmeisterung noch keinen Erfolg im Erzieherischen; darum so viel erzieherische Not bei Familien, die es sonst, wie man sagt, recht weit gebracht haben.

An Elternabenden, die erzieherischen Fragen gewidmet sind, an den Kursen der Mütterschulen und in mancher Volkshochschule geschieht heute vieles, worüber man als Lehrer dankbar sein muss. Für den Lehrer und die Lehrerin bildet sich hierbei, wenn sie durch eigene Erfahrung zum Nachdenken angeregt worden sind, ein schönes Betätigungsfeld, das die eigentliche Schularbeit in wertvollster Weise ergänzt und darüber hinaus einen bedeutenden Beitrag leisten kann zur Verbesserung des Kontakts zwischen Schule und Elternhaus.

Eine Frage an uns selber, die Lehrkräfte: Tun wir das uns Mögliche, auf dass die unseren Schulen anvertrauten Mädchen gute Mütter werden? Es gibt Schulstufen — wir denken vor allem an diejenigen für das zwölfte bis neunzehnte Lebensjahr —, die sich diese Frage in besonderem Masse stellen sollten. Sie betrifft die Schulorganisation, die Lehrpläne und die Lehrbücher. An ihnen zu rütteln, vermag der Lehrer als einzelner nicht, aber dafür ist er Mitglied der Lehrerverbände, die sich heute in vermehrtem Masse mit solchen geistigen Problemen befassen, was sehr erfreulich ist. Neben dem gesetzlich und verordnungsmässig Festgelegten besteht aber für den Schweizer Lehrer so viel Freiheit, was Gesinnung und Haltung und damit die Atmosphäre seiner Schulstube anbelangt, so dass diese unsere Frage also auch für ihn allein zu Recht besteht und ihm die Verantwortung für vieles nicht abgenommen werden kann.

Die Lehrerin

Der Beruf der Lehrerin ist neueren Datums. Der Dorfschulmeister bis zu Gotthelfs und Albert Ankers Zeiten war immer männlichen Geschlechts und musste es nach damaliger handfester Berufsauffassung auch sein. Noch vor zehn Jahren gab es mindestens einen Schweizer Kanton (Glarus), in welchem, mit Ausnahme der Arbeitslehrerinnen, keine einzige weibliche Lehrkraft angestellt war. Wie anders heute, wo die Lehrerin aus unseren Schulen nicht mehr wegzudenken wäre! Vielen Ländern und auch manchen Schweizer Kantonen macht die fortschreitende Verweiblichung des Lehrerstandes grosse Sorgen, dies zu einer Zeit, da die «Schweizerische Lehrerinnenzeitung» in einer ihrer SAFFA-Nummern sich noch für die Gleichberechtigung der weiblichen Lehrkraft, vor allem für die höheren Stufen und für die Leitung der Schulen, einsetzt. In den USA soll der weibliche Anteil am Lehrkörper 85 % ausmachen, was sich zweifellos für die Erziehung als Ganzes sehr erschwerend auswirkt. So wie es heute in den meisten Schulhäusern unseres Landes praktiziert wird — das Hand-in-Hand-Arbeiten von Angehörigen beider Geschlechter, die ja in gewissem Sinne die Aufgaben von Vater und Mutter fortsetzen —, so wird es wohl für die Schule das Optimum darstellen.

Der Anteil der weiblichen Lehrkräfte am Lehrkörper der Volksschulen ist in den Schweizer Kantonen, wie uns eine graphische Darstellung an der SAFFA belehrt, sehr verschieden hoch. Mehr als 50 % weibliche Lehrkräfte weisen auf die Kantone Genf, Nidwalden, Uri, Schwyz, Zug, Appenzell-Innerrhoden. Weniger als einen Viertel haben Baselland, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Glarus, Appenzell-Ausserrhoden und Graubünden. Insgesamt waren letztes Jahr an den Volksschulen tätig 11 300 männliche und 7700 weibliche Lehrkräfte.

Die SAFFA gibt auch Auskunft über den Zivilstand der Lehrerinnen. Merkwürdig ist, dass sich die Prozentzahlen gegenüber 1927 sozusagen nicht geändert haben:

	1927	1957
Ledig	80,7 %	80,77 %
Verheiratet	16,9 %	16,17 %
Verwitwet, geschieden . . .	2,4 %	3,06 %

Zehn Kantone fordern noch immer den Rücktritt der verheirateten Lehrerin, und nur fünf Kantone gewähren dem Lehrer und der Lehrerin das selbe Grundgehalt.

Eine ungemein fesselnde Lektüre ist die Schrift «Die Lehrerin, ihr Wirken, ihr Leben», die der schweizerische Lehrerinnenverein zur SAFFA herausgegeben hat[1]. Gegen fünfzig Beiträge umreissen Schicksal und

[1] 103 Seiten, Separatdruck der Nummern 6—9 des laufenden Jahrganges der «Schweizerischen Lehrerinnenzeitung», zu beziehen am Verkaufsstand der Lehrerinnen der SAFFA.

Lebensgestaltung der Lehrerin von heute auf mannigfaltigste und geradezu dokumentarische Weise, und der aufmerksame Leser erhält einen lebendigen Einblick in das, was die schweizerische Volksschule ist und sein will. Handle es sich um die Tagebuchblätter der Bergschullehrerin zu Peist (Eva A. Zinsli), die gescheiten und beherzigenswerten Gedanken zur Lehrerinnenbildung, worin mit überzeugenden Gründen für die Seminarjahre eine vermehrte Berücksichtigung der weiblichen Eigenart gefordert wird (Annemarie Schmid, Luzern), oder um die Problematik der Doppelaufgabe Familie und Beruf (Marie Huber-Schürch, Tännlenen bei Schwarzenburg) und Schriftstellerin und Beruf (Ruth Blum, Schaffhausen), immer enthüllt sich vor uns ein Schicksal, das uns nahe angeht. Es folgen die Erfahrungen einer Seminarlehrerin (Helene Stucki, Bern), Lebensberichte über einige führende Schweizer Pädagoginnen, über das Kinderdorf in Rimini, und schliesslich sind die zahlreichen Gedichte von schriftstellerisch tätigen Lehrerinnen zu erwähnen, voran natürlich diejenigen der unvergesslichen Sophie Hämmerli-Marti, die einst an einer Aargauer Dorfschule mit neunzig Kindern gewirkt hatte. Doch sind wir ausserstande, alle die Kostbarkeiten des schmalen und ohne jede Prätention geschriebenen Bändchens zu erwähnen, und müssen unsere Leser bitten, sich selbst darein zu vertiefen.

Auch die Zeitschrift der Kindergärtnerinnen hat auf die SAFFA ein interessantes Sonderheft herausgegeben[2]. Einer der Aufsätze erinnert an den SAFFA-Kindergarten von 1928, der seinerzeit auf Grund von Anregungen aus einem Ideenwettbewerb der Kindergärtnerinnen gebaut wurde. Im weiteren vernehmen wir, dass bereits seit drei Jahren in Zürich ein Versuchskindergarten besteht, «um dem Institut für Psychohygiene im Kindergartenalter Gelegenheit zu geben, diesen für Forschungen über die normale Entwicklung des Kindes und zu Fortbildungszwecken zur Verfügung zu haben». Es handelt sich um einen gewöhnlichen Kindergarten, der jedoch bereits dreijährige Kinder aufnehmen kann. Diese Kinder werden genau beobachtet und in regelmässigen Abständen körperlich und psychologisch untersucht. Das Material wird von Doktoranden der Psychologie oder Heilpädagogik ausgewertet werden. Alsdann werden im Heft Fragen der Aufsicht durch die Komitees, der Weiterbildung der Kindergärtnerinnen, der Sonderkindergärten für erzieherisch schwierige und sprachgestörte Kinder besprochen, und zuletzt stossen wir auf eine Mahnung an die Behördemitglieder und an die Kindergärtnerinnen, die unsere volle Zustimmung findet. Sie lautet:

> «Im Interesse des einzelnen Kindes sollten in keinen Kindergarten mehr als 25—30 Kinder aufgenommen werden, weil wahre Kleinkindererziehung und echte Spielpflege nur bei kleiner Kinderzahl möglich ist.
> Das vier- bis siebenjährige Kind gehört nicht länger als zwei Stunden am Vormittag und zwei Stunden am Nachmittag in den Kindergarten. Zwei bis drei Nachmittage in der Woche sollte es ausserhalb der grossen Kindergartengemeinschaft in der Ruhe des Elternhauses zubringen!»

Mit Genuss liest man auch die Erfahrungen einer schweizerischen Kindergärtnerin in einem amerikanischen Kindercamp.

[2] «Der Schweizerische Kindergarten», 48. Jahrgang, Nummern 7 und 8, ebenfalls am Verkaufsstand der Lehrerinnen in der SAFFA zu beziehen.

Die «Schweizerische Arbeitslehrerinnenzeitung» wartet ebenfalls mit einer reichillustrierten Sonderausgabe zur SAFFA auf[3]. Auch hier vernehmen wir Interessantes über die Ausbildung und die heutige Tätigkeit der Arbeitslehrerin und den Wandel in der Unterrichtsauffassung. Köstlich ist dann in Bildern der Gegensatz zwischen einer Bergarbeitsschule und einer städtischen festgehalten. Das Heft enthält gute Aufnahmen von zeitgemässen Unterrichtsgegenständen und schliesslich das Programm der an der SAFFA gezeigten Arbeitsschullektionen.

*

Die Lehrberufe der Kindergärtnerin, der Lehrerin, der Arbeitslehrerin, der Hauswirtschafts- und der Gewerbelehrerin sind im ersten Stock der Halle «Dienst am Menschen» untergebracht, von wo aus die Möglichkeit besteht, gewissermassen von der Galerie herab das Treiben in den beiden Schulzimmern zu verfolgen, wo in den nächsten Wochen zahlreiche Lektionen abgehalten werden. Die ganze Schulabteilung beeindruckt durch ausgezeichnete Photos und durch interessante Schülerarbeiten. Geradezu belagert von Müttern und Kindern ist zeitweise der Tisch mit den Bilderbüchern. Eindruck erwecken die Stände mit den von Lehrerinnen geschaffenen Schul- und Jugendbüchern, und vor allem stösst man auf eine ungeahnte Fülle der vielseitigsten Lehrmittel für den ausgedehnten Gewerbeunterricht. Zum schönsten gehören vielleicht die neun grossformatigen, von Unterschülern gezeichneten Bibelbilder. Die Vielgestaltigkeit unseres Schulwesens wird schon in der Kindergartenabteilung demonstriert, wo wir die Rechen- und Schreibhefte der «Ecoles enfantines» des Welschlandes durchblätterten. Auffallend ist sodann die Verbreitung der Kindergärten im Tessin, wo 65 % der Drei- bis Sechsjährigen im Kindergarten eingeschrieben sind. Die schwarze oder blau-weiss karierte Aermelschürze — und zwar wird sie von Knaben und Mädchen getragen — fehlt bezeichnenderweise auf keinem der Tessiner Bilder. Ein wichtiges Arbeitsfeld, auf dem sich die Lehrerin von heute besonders auszeichnet, sind die Sonderschulen für Minder- und Schwachbegabte. Im übrigen sind die pädagogischen Aspekte nicht allein in dieser Abteilung zu finden. Die Ausdrücke «Ausbildung» und «Weiterbildung» gehören zu den zahlreichsten in der SAFFA. Viele Berufe werben für einen qualfizierten Nachwuchs und betonen gleichzeitig die heutige Ausdehnung ihrer Ausbildung.

*

Mit der Anregung zur Besinnung auf die echte und wahre Aufgabe der Mutter und der Lehrerin leistet die SAFFA auch einen Beitrag zur Abwehr gegenüber der grössten geistigen Gefahr, die die Menschheit heute bedroht. Zwar ist die Schule im kommunistischen System ein Ort höchster Bedeutung und der Lehrer dort sehr respektiert, doch in einem völlig denaturierten Sinne. Das Elternhaus und die Lehrkräfte sind dort nicht bloss die Helfer, damit der heranwachsende Mensch aus der Dumpfheit zu seinem Selbst, zu seiner Individualität, zu seiner eigenen Reife gelange und damit auch zu einem nützlichen Glied der menschlichen Gesellschaft werde; sondern als Erzieher sind sie beide, Eltern und

[3] Heft 7/1958 des 41. Jahrgangs, ebenfalls am Verkaufsstand der Lehrerinnen in der SAFFA zu beziehen.

Lehrer, fest eingespannte Glieder der sowjetischen Pädagogik, die in engster Bindung an die kommunistische Ideologie steht. Theodor Litt schreibt darüber in seinem höchst bemerkenswerten, vor kurzem erschienenen Buch «Wissenschaft und Menschenbildung im Lichte des West-Ost-Gegensatzes»[4] folgendes:

> «Postuliert ist» (im sowjetischen Staate) «der Typus eines Erziehers, der a) sich selbst im Lichte der für seine Tätigkeit bestimmenden Doktrin sieht (denn nur dann kann er sie mit Ueberzeugung vertreten), der b) seine erzieherische Aufgabe sich durch eben diese Doktrin aufweisen und explizieren lässt (denn nur dann ist er mit seinem erzieherischen Bemühen auf dem rechten Wege) und der c) der empfangenen Anweisung entsprechend die Seele des Zöglings bis in die entlegensten Winkel mit den ‚Wahrheiten' eben jener Doktrin zu erfüllen sich befleissigt (denn nur dann wird der Zögling zu dem werden, was er sein soll).»

Ungeheure Abgründe tun sich hier auf, die auch beim besten Willen nicht überbrückbar scheinen. Dabei werden zwei Punkte für uns bedeutsam. Auf den ersten macht Litt in seinem oben angeführten Buch mehrmals aufmerksam: nämlich auf das sich im Osten vollziehende Experiment der kommunistischen Pädagogik, das als Experiment von uns viel mehr beachtet und studiert werden sollte. Denn auch in unserer westlichen Zivilisation drohen ernste Gefahren, die rechtzeitig erkannt werden müssten. Wir meinen die Vermassung und das restlose Sichverlieren des einzelnen an das Gefüge der modernen industriellen Arbeitswelt. Im Kommunismus wird gefordert, dass sich der Mensch vollständig mit seiner Arbeit und seinen Funktionen als Bestandteil der Staatsapparatur identifiziere, wie sehr er auch dadurch — seiner eigenen Bestimmung verlustig gehend — versachlicht und verzweckt wird, so sehr, dass er selber beginnt, sich für ein durch die Naturgesetze restlos determiniertes Wesen zu halten. Zweitens möchte man darum fordern, dass das Abendland sich bewusster zu dem stellen möge, was seine eigene Geistigkeit und seinen eigenen Wert ausmachen.

Dazu beigetragen zu haben, und dies mit Ernst und Heiterkeit, ohne falsche Pathetik, aber mit Würde, dies ist das einmalige Verdienst der SAFFA. *Willi Vogt*

[4] Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg. Siehe auch die Rezension dieses Buches in einer der nächsten Nummern der SLZ.

Frauengestalten des 17. Jahrhunderts

Vorbemerkung

In einer Zeit, da die «Saffa 1958» Frauenleistungen in den Vordergrund stellt, veröffentlichen wir gerne diesen Aufsatz, der am 15. Januar 1958 von Radio Bern als Vortrag gesendet wurde und der den Blick auf ein Jahrhundert richtet, aus welchem uns, zumal durch die Schweizergeschichte, von fraulichem Leben und Wirken sozusagen nichts bekannt ist.

Aus der durch Kriegswirren und Aberglauben verdunkelten, durch des Sonnenkönigs strahlende Hofpracht erhellten Zeit des 17. Jahrhunderts sollen uns heute drei hervorragende Schweizer Frauen grüssen — Frauen mit starkem Eigengepräge, von denen jede auf ihre Weise die Grenzen sprengte, die damals fraulichem Wirken gesetzt waren. Kaum ein Geschichtsbuch weiss um ihre Namen, weil zwar nicht die Geschichte, wohl aber die Geschichtsschreibung bis zur Gegenwart das Reservat der Männer geblieben ist.

Die drei Frauen, von denen hier die Rede ist, sind alle um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren und im zweiten Jahrzehnt des 18. gestorben.

Auf das gefährliche Feld der Politik wagte sich Katharina von Wattenwil; die Bündnerin Hortensia Gugelberg-von Moos wurde durch wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit eine Vorläuferin der Frauenbewegung, während Forschung und Kunst das Leben der Sybilla Merian erfüllten.

Katharina von Wattenwil

war, wie ihr leider früh verstorbener Vater sie bezeichnete, ein Versehen der Natur. Als Knabe geboren, hätte sie vielleicht Grosses vollbracht. Aber als Frau fand sie die Form nicht, die ihrem Temperament, ihrem Geltungsdrang, ihrer Verwegenheit entsprochen hätte. Geblendet vom Glanze des Sonnenkönigs, geriet sie in dessen Bann, wurde Zuträgerin in seinen Diensten. Ein Bild, das sie von sich malen liess während ihrer Pfarrfrauenzeit in Därstetten, zeigt sie in Panzer, Helm und Hermelinmantel, die Linke selbstbewusst in die Hüfte gestützt; Tracht und Haltung, Mund und Blick drücken deutlich aus, wonach ihr Innerstes dürstete, wozu sie sich geboren fühlte. Sie schien allerdings auch zu einem aussergewöhnlichen Schicksal bestimmt. Ihr Vater, Landvogt auf dem bernischen Amtssitz Bonmont am Jurafuss, unterhielt gute Beziehungen zur Stadt Genf und bewegte die Stadtväter der Calvinstadt zur Patenschaft über sein Jüngstes, das elfte Kind; bei der Taufe wurde diesem ein mit dem Stadtwappen verzierter Silberbecher überbracht, und das wichtige Ereignis wurde durch Feuerwerk gefeiert. Rückblickend erzählt Katharina:

> «Man wollte mich mit Puppen und anderem Kinderzeug unterhalten, aber bald warf ich sie fort. Denn ich zog den Anblick von Waffen vor und hörte lieber Pistolenschüsse. Kinderspiele übten auf mich keinen Reiz. Ich unterliess zwar nicht, Nähen, Spinnen und Sticken zu lernen und mit Fleiss alle möglichen Arbeiten auszuführen. War ich aber fertig damit, so griff ich zu Pistolen und Pulver meiner Brüder und vertrieb mir ausserhalb der Burgmauern die Zeit mit Schiessen. Nie zog es mich zu gefallsüchtigem Putz oder zum Spiel, das ich stets gehasst habe, dagegen zu grossen, erhabenen Dingen. Auch mein Vater pflegte zu sagen, ich sei niemals Kind gewesen. Er bedauerte oft, dass ich ein Mädchen sei, und meinte, als Knabe hätte ich es weit bringen können.»

Der frühe Verlust der Eltern hatte zur Folge, dass ihre Erziehung mehr oder weniger dem Zufall überlassen blieb, dass es an bewusster Führung, an Mass und Richtung fehlte. Ein Vetter führte sie zum Beispiel

in die Kunst des Reitens ein und freute sich an den Proben ihrer Mannhaftigkeit. Man erzählt von einem Duell, zu dem sie eine Rivalin herausgefordert hatte, von einem wilden Pferd, das von ihr gezähmt wurde, so dass sie als Amazone und Heldin einen Namen bekam. Während sie ihren Freiheitsdrang nach aussen hin befriedigen konnte, war vom Recht der Selbstbestimmung ihres Schicksals keine Rede. Gegen eine Ehe, die offenbar ihren Wünschen und ihrem Ehrgeiz entsprochen hätte, erhob die Geistlichkeit von Bern aus konfessionellen Gründen Einspruch; eine Einladung der schwedischen Königin Christine, der Tochter Gustav Adolfs, musste sie ablehnen, weil ihre Verwandten ihr Veto einlegten. Solche wiederholten Einmischungen konnten zwar die Lebenskraft des jungen Mädchens nicht brechen, sie aber auf abwegige Bahnen leiten. Als ihre Eheaussichten zu schwinden begannen — Katharina trug wohl einen stolzen Namen, war aber weder schön noch begütert —, feierte sie unter dem Druck ihrer Verwandten im Jahre 1669 in der Kirche von Bolligen ihre Hochzeit mit Abraham Le Clerc, einem 27-jährigen, bescheidenen Seelsorger an der Kirche des Bürgerspitals. Vier Jahre ertrug sie die Schnürtracht, die man damals von den Pfarrfrauen forderte, sechs Jahre verbrachte sie in etwas grösserer Freiheit, als Betreuerin von Blumen- und Gemüsegarten, inmitten von Hühnern und Enten, in der Landpfarrei von Därstetten im Simmental. Hier begann sie ihre Hände in Staatsgeschäfte zu stecken. Sie trat in Beziehung zu dem Obersten Stoppa, dem gewandten Bündner Agenten, der im Auftrag Ludwigs XIV. mit der Stadt Bern wegen Aushebung eines Regimentes von 2400 Mann unterhandelte. Sie nahm es auf sich, den Hauptgegner des Vertrages, den Dekan Hummel, der von der Kanzel Feuer und Flamme gegen die Werbungen spie, mit einer Börse von 100 Louisdor zu besänftigen. Sie unternahm mit dem französischen Diplomaten La Force eine Reise in die Innerschweiz, die offenbar im Zusammenhang mit Kriegsplänen stand. Was zuerst fast wie ein verwegenes Spiel anmutete, wurde allmählich zur Leidenschaft: ihr Einsatz im Dienste des Sonnenkönigs. Kurz nachdem ihr Mann im Jahre 1679 an der Pest gestorben war, verheiratete sie sich mit Samuel Perregaux, dem verwitweten Gerichtsschreiber von Valangin bei Neuenburg. Offenbar hat diese zweite Ehe sowohl ihrem Standesgefühl wie auch ihrem Herzen und ihren ehrgeizigen politischen Plänen weit besser entsprochen als die erste. Hier ging es um Komplizentum und Schicksalsgemeinschaft. Nach zwei Jahren erhielt sie ihr einziges Kind, einen Sohn; sie setzte alles dran, dessen Zukunft unter der Strahlensonne Ludwigs XIV. zu sichern. Sie trat in enge Beziehung mit dem neuen französischen Gesandten Amelot, den sie im Jahre 1689 in Olten traf. Von der ersten Begegnung berichtet sie:

«Er empfing mich mit viel Achtung und Güte, ging dann zur Sache über und begann mit dem Ausdruck des Erstaunens, dass sich jemand, und erst noch eine Frau, ein so weites Ziel vorgenommen habe. Er bewunderte die Grösse meines Mutes und mein Herz; ich möge aber in Betracht ziehen, dass es keine Kleinigkeit sei, einem grossen König zu dienen, da nur beharrlicher Eifer und mächtige Freunde zum Erfolg dabei führen könnten. Er bitte mich daher, dass ich ihm sagen wolle, welches mein Zweck bei dem kühnen Vorhaben sei. Ich sollte es mir reiflich überlegen, um falsche Hoffnungen auf einer so dornenvollen Laufbahn und Zweifel, die sich leicht als Folge einstellen könnten, zu vermeiden. Ich antwortete ihm, dass, wenn ich so Wichtiges übernommen, ich vorher die Hilfe Gottes angefleht und mir ernsthaft alle Schwierigkeiten einer so grossen, peinlichen Aufgabe überlegt habe, jedoch die Hoffnung wage, mich mit göttlicher Hilfe und der meiner Freunde und Verwandten erfolgreich aus der Sache zu ziehen. Das Ziel aber, das ich mir hierbei vorgenommen, sei, meinen einzigen Sohn der Güte des Königs zu empfehlen, damit er in seinem Dienst geweiht werde, wie es zwei meiner Brüder waren, die im Heer seiner Majestät den Soldatentod fanden.»

Ihrem Einfluss ist es zuzuschreiben, dass die den Franzosen feindliche Partei in Bern stark geschwächt wurde. Sie wirkte offenbar auf ihren Verwandten von Erlach, der die Abweisung des Gesandten Wilhelms von Oranien, das Verbot der Truppenwerbung für England, erreichte, Erfolge, die von Frankreich mit klingendem Lohn quittiert wurden. Aber am 9. Dezember 1689 ging das Gerücht durch die Stadt, die 44jährige Katharina Perregaux-von Wattenwil sei wegen dringlichen Verdachts des Verrates verhaftet und mit ihrem achtjährigen Sohn zur Voruntersuchung in das Inselspital an der Aare verbracht worden. Ein Brief mit dem französischen Staatssiegel bezeugte, dass sie im Spiele der Parteiungen und Kämpfe, die damals den Staat Bern umbrandeten, ihre Finger hatte. Ein Untersuchungsausschuss mit ausserordentlichen Vollmachten wurde eingesetzt, die Schriften geprüft und die Gefangene verhört. Das halbe Hundert Briefe, die man ihr vorlegte, enthüllten einen Wechselverkehr mit der französischen Gesandtschaft und warfen ein zweifelhaftes Licht nicht nur auf Katharina, sondern auch auf mehrere höchste Diener des Staates Bern. Da die Namen getarnt waren, die Angeklagte sich sehr geschickt verteidigte und sogar nicht selten zum Angriff überging, blieben drei Verhöre erfolglos. Darum wurde sie mit Handschellen angepflöckt an den schweren Pfosten der Zelle, der Freiheit, des Sonnenlichtes und des Sohnes beraubt. Im Januar 1690 führte man sie in den Turm und unterzog sie der Folter. Aber weder die Daumenschrauben noch die Winde, an der sie mit gefesselten Armen und schwerem Stein an den Füssen frei in die Luft gehoben wurde, noch das Hemd aus stechenden Messingfäden, das man um ihren Leib presste, vermochten ihre Zunge zu lockern. Sie war so zerschunden, dass sich einzelne Richter vor dem Anblick entsetzten und sich weigerten, weiterhin bei ihr einzutreten, und auf der Strasse ging das Wort von ihr herum, sie würde sich eher von vier Pferden zerreissen lassen, als die Namen ihrer Genossen und Auftraggeber preiszugeben. Ihre Standhaftigkeit machte Eindruck, und als Wochen über dem Prozess vergingen, legte sich im Volk langsam die Wut gegen sie. Zwar ihre Künste, ihre Gewandtheit und Festigkeit galten als unheimlich, und manchem erschien sie im Geruch einer Hexe. Im übrigen aber siegte die Meinung, ihre Verbrechen seien nicht grösser als die der hinter ihr stehenden Lenker und Rädelsführer. Am 1. März wurde das Urteil gesprochen. 25 der 60 Richter stimmten für den Tod, die Mehrheit für Freisprechung.

Noch 24 Jahre lebten dann die Perregaux zusammen, zuerst im Berner Jura, dann in Valangin. Katharina litt ihr Leben lang an ihren verstreckten Gliedern, und die besten Aerzte konnten die daraus entstandenen Uebel nicht heilen. In Valangin waren die Leute auch immer neuen Anfeindungen ausgesetzt. Eine Pension des französischen Königs bot dafür ungenügenden Ersatz. Von Leiden gequält, zog Katharina ihre einst bei ihrem Schwager erworbenen ärztlichen Kenntnisse wieder hervor und sprang den Bewohnern des Städtchens bei, die ihre Hilfe suchten. Kurz vor ihrem Tode im Jahre 1714

schloss sie ihre Lebenserinnerungen mit folgenden Worten ab: «Während dieser ganzen schlimmen Zeit hörten wir nie auf, unsere treuen Dienste der Krone in der Person ihres Gesandten in der Schweiz zu widmen, und wir werden mit gleichem Eifer darin fortfahren, mag auch seit Jahren mir meine Kammer als Gefängnis dienen, aus dem ich nicht mehr herauskam, nur vom Himmel und meinem Mut gehalten, ohne dass meine Leiden mir Stillstand gewähren. Meine reine, heisse, unauslöschliche Liebe gilt bis zum letzten Atemzug den Lilien und meine tiefe Verehrung dem hochsinnigen Helden, der mit Glanz seine Würde trägt und dessen Ruhm seinen Namen unsterblich machen wird bis in die fernsten Zeiten. Er möge weiter in der Beschützung derer fortfahren, die so viel für die Person des Königs geopfert hatten.» Ihr Wunsch erfüllte sich an ihrem Sohn, der in Frankreich als Offizier dienen konnte, und an späteren Nachkommen, die in erste Stellen Frankreichs einrückten.

*

Ganz anders verlief das Leben einer andern Patrizierin aus derselben Zeit, der Graubündnerin

Hortensia Gugelberg-von Moos

Der Bernerin gleich, weist Hortensia aus dem Geschlechte der Salis eine stolze Ahnenreihe auf. Kriegshelden, leidenschaftliche Protestanten, streitbare Politiker spukten in ihrem Blut. Hortensia, die Tochter Guberts von Salis-Soglio, wurde als erste Tochter 1659 im sogenannten Salishaus in Maienfeld geboren. Ueber Kindheit, Jugend, Erziehung und Unterricht wissen wir nichts. Eine Landsmännin beklagt sich bitter, dass man die Mädchen nichts lernen lasse, alles für ihren Unterricht ausgegebene Geld als verloren betrachte. Im Jahre 1675 starb Hortensias Mutter bei der Geburt ihres dreizehnten Kindes, ihrer 16jährigen Tochter die Bürde des grossen Haushaltes hinterlassend. Als 23jährige vermählte sich Hortensia mit Rudolf Gugelberg-von Moos, der seine ritterliche Ausbildung am Hofe des Kurfürsten Karl Ludwig in Heidelberg erhalten hatte. In einem Hochzeitsgedicht heisst es:

«Wer die Hortensia nur einest hat gesehen,
der muss mit Wahrheitsgrund in aller Treu gestehen,
er hab kein schöner Bild gesehen weit und breit. —
Wer die Hortensia jemals gehört diskurieren
und mit dem goldenen Mund die schöne Rede führen,
mit süsser Lieblichkeit, und wie die träfen Wort
so fertig aus dem Mund besint geloffen fort,
in den Gebärden auch die rechte Höflichkeit,
und allem ihrem Tun die höchst Bescheidenheit,
ja wer für alles auss ihr Gottesforcht betrachtet,
die sie bey Tag und Nacht für ihren Reichthum achtet.
Und Gott des Morgens und des Abends fleissig bringt
ihr reines Opfer, das bis in den Himmel tringt,
der wird gewiss mit mir mit Wahrheit müssen sagen,
dass zu der Schöne sich auch überall geschlagen
der edle Tugendglanz, und nur in diser Welt
allein Hortensia den höchsten Preis behält.»

Ihre Schönheit finden wir bestätigt in einem lieblichen Jugendbildnis, das regelmässige Gesichtszüge, ausdrucksvolle Augen, anmutige Haltung und prunkvolles Gewand aufweist. Ihre Klugheit, ihre Diskussionsfreudigkeit, hohe Intelligenz und Gelehrsamkeit gehen aus den Aeusserungen zahlreicher Theologen, Mediziner und Philosophen hervor. Ihre Frömmigkeit und Gottesfurcht spricht aus der im Jahre 1695 unter dem Titel «Glaubensrechenschaft einer hochadeligen reformiert-evangelischen Dame» veröffentlichten Schrift. Ueber ihre Ehe, die nach zehn Jahren mit dem Tode des Gatten in der Schlacht bei Stenkerken endete, über die Art, wie sie den Tod ihrer Kinder ertrug, wissen wir nichts. Als kinderlose Witwe lebte sie in ihrem Haus zu Maienfeld ein Leben, das nimmermüde Tätigkeit für die Mitmenschen mit reger Geistesarbeit verband. Als theologische Schriftstellerin bewies sie gründliche Bibelkenntnis, unverbrüchliche Treue zum protestantischen Glauben und ein bemerkenswertes weibliches Selbstgefühl. Da sie als Frau, die mit ihrer Meinung und ihrem Wissen hervorgetreten war, heftig angegriffen wurde, schrieb sie eine geharnischte Verteidigungsschrift, ein, wie Dr. Emma Graf in ihrer Biographie bezeugt, erstes feministisches Pamphlet der deutschen Schweiz. Hortensia erhebt für sich und das ganze weibliche Geschlecht den Anspruch auf Gleichstellung mit dem Mann im Gebiet des religiösen Lebens. Gleich wie der Mann soll und darf die Frau Gottes Wort kennen und ergründen, und wie der Mann darf sie die gewonnene Erkenntnis verkündigen. Jedem Satz, der dem Mann in der Bibel ein Recht einräumt, stellt sie in kräftiger Kontroverse einen Ausspruch gegenüber, der das Recht der Frau wahrt. Auch das Recht der Frau auf einen weitern Wirkungskreis und ein öffentliches Amt kann sie im Hinblick auf die Bibel bejahen. Als richtige und mutige Vorkämpferin der Frauenbewegung erweist sich Hortensia auch in den hinterlassenen «Konversations», einer Art Roman, in dem sie sich selbst in die Gestalt der Heldin Zenobia hüllt.

«Sonst ist unser Unglück in diesen Landen, dass wir niemal oder wenig zusammenkommen, was vermeinet ihr wohl, dass dessen Ursach seye? Ist sie nicht, da man die Einbildung hat, wann das Frauenzimmer nicht alles in der Haushaltung verrichte, so seyen sie keine guten Haushalterinnen und werden solche bei jeder Zusammenkunft also durchgezogen, dass ihnen die Ohren nicht nur sausen, sondern zerspringen möchten. Daher habe ich oft bei mir selbst gedacht, es wäre bald besser, bei uns eine Magd als aber eine Frau zu sein. So müsste man sich nicht mit soviel Sorgen plagen und wäre von scharf schneidenden Zungen mehr gesicheret.»

Wie kraftvoll Hortensia ihr Denken und ihren Glauben in die Tat umsetzte, davon zeugen die Leichencarmina, die sie preisen als Helferin der Armen, als Lehrerin der Jugend, als Freundin und Beschützerin von Kirche und Schule. Weitherum genoss sie den Ruf einer vortrefflichen Aerztin. Man weiss: Ihr Forscherdrang und ihr Helferwille veranlassten sie zur Sektion des Körpers eines Knechtes, eine Sache, die damals, zur Zeit der Hexenprozesse, nicht ohne Gefahr war. Neben religiösen und medizinischen Fragen beschäftigte sie sich auch mit Botanik und Geologie. Kein Wunder, dass sie mit allen bedeutenden Männern der Zeit in regem Verkehr stand, dass sie als eine Art Sehenswürdigkeit und Stolz ihres Landes galt, dass bei ihrem Tode im Jahre 1715 der Basler Zwinger, Arzt und Professor, klagte:

«Hortensia ist tot, des Landes Ruhm und Zierde,
Dess edlen Stammes Liecht, dess G'schlechtes Cron [und Würde!
Hortensia ist hin, Apollos Priesterin,
Der Künsten Meisterin, die zehnte Kunst-Göttin.»

*

Als Dritte im Bunde der aussergewöhnlichen Gestalten des 17. Jahrhunderts sei heraufbeschworen die wunderbare Frau, von der nach Jahrhunderten noch ein eigenartiger Zauber ausgeht, die Forscherin, die Blumen- und Insektenmalerin

Maria Sybilla Merian

Sie wurde als Tochter des Basler Kupferstechers und Kunstverlegers Matthäus Merian im Jahre 1647, kurz vor dem Abschluss des Dreissigjährigen Krieges, in Frankfurt geboren. Hier war es wohl weniger als bei Katharina von Wattenwil und Hortensia Gugelberg das Blut der Ahnen, das ein aussergewöhnliches Schicksal bestimmte, als das direkte Erbe des Vaters, den sie schon in ihrem vierten Lebensjahr verlieren musste. Er muss sein Kind gut gekannt haben, als er auf dem Totenbette sagte: «Sie ist gut und besitzt Talente, viel Talente. Lass sie das Zeichnen bei einem meiner ehemaligen Schüler lernen. Ganz wird mein Andenken nicht untergehen, denn man wird einst sagen: ‚Das ist Merians Tochter.'» Sybilla soll ein unscheinbares, kleines Geschöpf gewesen sein, mit langer Nase und klugen, traurigen Augen, dessen Vorliebe für Schmetterlinge, Raupen und allerlei Getier bei der Mutter Aergernis erregte. Sie versteckte das Kind vor den Leuten in der Bodenkammer. Mit brennenden Wangen beschaute das kleine Mädchen die grossen Bücher mit den Kupfertafeln, auf denen merkwürdige Pflanzen, bunte Früchte, phantastische Papageien abgebildet waren. Das Kind las von abenteuerlichen Seefahrten auf seltsamen Segelschiffen, und eine tiefe Sehnsucht nach fernen Ländern und Meeren senkte sich in sein Herz. Früh übte sie sich darin, die gestochenen Blumen aus dem Merianschen Pflanzenbuche nachzuzeichnen. Dass eine Frau Bilder in Kupfer brachte, wie man diese Kunst damals nannte, war etwas völlig Neues. Aber das erschreckte das junge Mädchen ebensowenig, wie Katharina von Wattenwil vor wilden Pferden und Waffen zurückwich. Nach der Wiederverheiratung der Mutter nahm der Stiefvater Jakob Marell das Kind unter seine Malschüler auf. Unter diesen fand die Tochter ihren zukünftigen Gatten, den Maler Andreas Graff, mit dem sie sich mit 17 Jahren verheiratete, wohl mehr dem Rat der Mutter als dem Trieb des Herzens folgend und so das Schicksal ihrer berühmten und unberühmten Zeitgenossinnen teilend. «Ja, wenn sie ein Mann gewesen wäre! Dann hätte sie sich schon längst nach Italien oder Holland aufgemacht, um zu lernen, Auftraggeber zu suchen und neue Ideen in sich aufzunehmen. Aber einem Mädchen, das keinen männlichen Schutz hatte, war die grosse und bunte Welt verschlossen, die Vater Merian in seiner Topographie Europas in so vielfältigen und verlockenden Bildern dargestellt und deren berühmteste Städte er den Betrachtern durch seine Kupferstiche nahegebracht hatte.» (Biographie von Gertrud Lendorff.)

Jedenfalls besass die junge Frau eine echt weibliche Eigenschaft: von überall her Anregungen aufzunehmen und zu etwas Eigenem zu verarbeiten. Sie begann die zeitraubende Nadelmalerei, entwickelte eine besondere Technik, leinene und seidene Stoffe mit Blumen zu schmücken, fing an, Schmetterlinge aus Raupen aufzuziehen und das Wunder der Entwicklung und Verwandlung darzustellen. In Nürnberg, wohin sie mit ihrem Manne übersiedelte, unterwies sie neben ihren häuslichen und mütterlichen Pflichten — sie bekam dort ihr zweites Töchterlein — die kunstbeflissenen Damen im Blumenmalen und -sticken, stach selber Blumenvorlagen auf Kupferplatten und verkaufte die Drucke davon. Mit 32 Jahren veröffentlichte sie ihr Raupenbuch, dem ein Nürnberger Professor folgenden Lobspruch mitgab:

«Es ist Verwunderns wert, dass ihnen auch die Frauen
dasjenige getrauen
zu schreiben mit Bedacht,
Was der Gelehrten Schar so viel zu tun gemacht.»

Sehr anziehend sind auch die Texte, die sie den Bildern beigibt. Da schreibt sie zum Beispiel über das Nachtpfauenauge:

«Als ich vor vielen Jahren diese grosse und von der Natur überaus nett gezeichnete Motte das erstemal sah, habe ich nicht genugsam über ihre schöne Schattierung und abgewechselte Farbe mich verwundern können und sie damals auch oft in meiner Malerei gebraucht. Nachdem ich aber etliche Jahre darnach durch Gottes Gnad die Verwandlung der Raupen gefunden, ist mir die Zeit sehr lang gefallen, bis dieser schöne Mottenvogel auch hervorgekommen. War also dazumal, als ich ihn bekam, mit so grosser Freude umgeben und in meinem Willen so vergnügt, dass ich's nit genug beschreiben kann.»

Die Sommervögel waren für sie nicht allein ein naturgeschichtliches Wunder, sondern, wie für die alten Griechen, ein Sinnbild der Seele, der Auferstehung vom Todesschlafe, wie es in dem Gedicht von Professor Arnold steht, welches das Werk beschliesst:

«Liebster Gott, wo wirst du handeln,
Auch mit mir zu seiner Zeit,
Wie die Raupen sich verwandeln,
Die durch ihre Sterblichkeit
Wiederum lebendig werden
Gleich den Toten in der Erden:
Lass mich armes Würmelein
Dir alsdann befohlen sein.»

Etwas befremdend, wie eine Flucht aus einem scheinbar ausgefüllten Leben, mutet uns die Reise nach Waltha in Westfriesland an, wo sich Sybilla, zusammen mit ihren Töchtern und ihrer alten Mutter, der Labadistengemeinde, einer superpietistischen Sekte, anschloss. Von ihrem Mann sagte sie sich für immer los. Was aber als seltsame Caprice erschien, wurde ein Durchgang zu neuem Leben. Die sechs stillen Jahre in Westfriesland gaben ihr Gesundheit und Spannkraft zurück, so dass sie sich nun in Amsterdam mit neuem Mut ihren Forschungen und ihrer Kunst widmen konnte. In den acht Jahren, die sie dort verlebte, sah sie viele Westindienfahrer abreisen und wieder heimkehren. Sie unterhielt Beziehungen mit Menschen, welche die holländische Kolonie Surinam (Guayana) kannten. Das erweckte ihre alte Sehnsucht nach abenteuerlichen Fahrten, nach tropischen Wäldern und ihren Schmetterlingen. Im Juni 1699 bestieg sie, 52jährig, begleitet von ihrer Tochter Helene, ein Segelschiff, das sie in mehr als zwei Monaten nach Paramaribo in Guayana führte. Friedrich Schnack berichtet in seinem Geleitwort zur «Reise nach Surinam»: «Im üppigen Keimgrund des Irrwaldes entfaltete sich das Talent Maria Sybillas blühender, sinnlicher und vor allem vollkommen.» Und an anderer Stelle: «Sie sah, was zuvor noch von keinem Frauenauge erblickt worden war: unbekannte Lebensgeheimnisse, phantastische Schönheit. Wie begreiflich ihr Eifer, wie streng auch ihr Dienst. Mit einer unsicht-

baren Zauberrute ging und strauchelte sie durch die fremde, noch verworrene Welt, berührte die unerlösten Dinge, und sie erwachten. Durch Beschreibung und Zeichnung, durch Umriss und Gestalt holte sie sie ein in die Vorstellung, das Bewusstsein und damit in die Verwirklichung. Denn ehe nicht ein hochbegabtes und besonderes Auge die Erscheinungen erschaut und sie formend sich angeeignet, ist es dem gewöhnlichen Blick und Sinn nicht gegeben, sie zu erfassen und gestalthaft zu sehen.» Aber so wundervoll dies alles war, die Frau ertrug das tropische Klima nicht, und nichts vermochte dagegen zu helfen als die Heimreise. Im Juni 1701 fuhren die beiden Frauen, mit reicher Beute an Malereien, an Blumenzwiebeln und Samen befrachtet, zurück nach Amsterdam. Trotz ihrer geschwächten Gesundheit verarbeitete die Künstlerin das mitgebrachte Material zu wundervollen grossen Vorlagen für die Kupferstiche eines Buches, zu denen sie wiederum die Texte selbst verfasste. Das Werk, «Die Verwandlung der surinamschen Insekten», erschien 1705. Es bedeutete eine Sensation, blieb für hundert Jahre tonangebend und ist heute noch eine grosse Kostbarkeit. Der Name der Verfasserin wurde so berühmt, dass er denjenigen anderer Blumen- und Insektenmaler völlig verdunkelte.

Auf einem Altersbildnis sehen wir die Künstlerin in reicher Kleidung vor faltigen Vorhängen. Um sie herum steht und liegt alles, was ihr das Leben lebenswert gemacht hat: Blumen, Raupen, ihr Handwerkszeug, ihre Bücher, ihr Globus; in einer Ecke sieht man das Wappen der Merian, darunter die Göttin der Wissenschaft und vor ihr die Halbgöttin Fama, die Frau Merians Ruhm auf ihrer Posaune der Welt verkündet. Wenn man weiss, dass ihre Töchter ihre besten Mitarbeiter waren und ihre Enkelin als Gattin des berühmten Mathematikers Leonhard Euler nach Basel, der Heimat der Familie Merian, zurückkehrte, so darf man wohl von einem reicherfüllten Frauenleben sprechen, das am 13. Januar 1717 sanft erlosch. *Helene Stucki*

Probleme der Frauenbildung im 19. Jahrhundert

Frauenbildung und Frauenbewegung der Schweiz erhielten gewaltige Impulse, neuen Sinn und bestimmte Richtung durch das Wirken des grossen Pädagogen und Menschenfreundes Pestalozzi. Sein Vertrauen in Frauenkraft und Frauenleistungen stammt ebensosehr aus seinem genialen Tiefblick in die Menschenseele wie aus seinen persönlichen Lebenserfahrungen, den prächtigen Frauen, die ihn auf seinem schweren Lebensweg begleiteten. Er hat vor allem die Begabung der Frau zum Erzieherberuf entdeckt, ihr die Tore der Volksschule und der höheren Mädchenschulen eröffnet. In Yverdon führte er neben dem Knabeninstitut eine Zeitlang auch eines für Mädchen, dazu eine Mütterschule und ein Lehrerinnenseminar.

Elise Rupp Uttinger

geb. 1790 in Zug, gest. 1873 in Sarmenstorf

Im Jahr 1812 vertraute die feingebildete und tüchtige Frau *Oberst Uttinger in Zug* ihr jüngstes Kind Lisette diesem berühmten Institut an. Sie erfüllte damit einen Herzenswunsch der Tochter. In der von Gertrud Villiger-Keller verfassten Biographie heisst es: «Sie verlangte nach reicherem Wissen, nach Anregung, nach höherer Ausbildung. Ein Lebensberuf stand als Ideal vor ihr, der alle ihre seelischen Kräfte in Anspruch nehmen sollte; sie hatte das Bewusstsein, dass der enge häusliche Kreis, so viel Schönes und Liebes er ihr bot, doch nicht alles umfasse, was ihr heisses Sehnen und ihr Temperament verlangten. *Lehrerin, Erzieherin* wollte sie werden. Ganz fühlte sie sich im Einklang mit dem grossen Sehnen ihrer Zeit, das leidenschaftlich einer Bildung entgegenstrebte, durch welche erst Menschenglück und Zufriedenheit aus den unsäglich traurigen Zuständen emporblühen könnten, unter denen um die Jahrhundertwende unser Vaterland zu leiden hatte.»

Lisette war klein von Gestalt, hatte feine Glieder und einen schlanken Wuchs, ihr Leben lang trug sie die Spuren der schwarzen Pocken, die sie als Kind durchgemacht hatte, im Gesicht. Mit feiner Einfühlung erzählt Josef Reinhart in seinem schönen Roman «*Mutterli*», wie Vater Pestalozzi dem jungen Mädchen half, mit diesem Schönheitsfehler fertigzuwerden. «Du bist traurig, und ich weiss, was Dich drückt. Ich weiss es, weil ich selbst erlebt was Du. Viele Menschen müssen das erleben. Sie glauben, äussere Schönheit, das Gesicht sei Glück. Du auch? Nein, Du nicht! Aber jetzt bist Du kleinmütig, ich weiss das, weil Du meinst, Deine Narben schaden Dir. Hör, Lisette: Der kleine Brami, als Du ihn vom Heimweh geheilt, meinst Du, er hat Deine Narben noch gesehen? Wenn Du unserer Mutter ein Lied singst, dass sie die Schwermut vergisst, meinst Du, sie sehe Deine Narben? Wenn Du den Mädchen des Nachts vom Föhnsturm erzählst und wie Deine Mutter die Soldaten gepflegt, meinst Du, die Mädchen sehen Deine Narben? Keines sieht sie, sie sehen nur Deine Augen, die sind schön. Alle Augen sind schön, wenn die Liebe, die Menschenliebe daraus spricht! Aber kein Spiegel zeigt Dir das. In keinen Spiegel wirst Du schauen, wenn wahre Menschenliebe Dich bewegt. Du hast genug Schönheit in Dir, die ist mehr wert als das glatteste Gesicht.»

Es muss etwas Wundersames gewesen sein in der Begegnung des alten Meisters mit seinem von Liebe überströmenden Herzen, mit der Fracht seiner Gedanken und dem begabten jungen Menschenkinde, das durch seine Aufgeschlossenheit, seine Bereitschaft, sich erwärmen, belehren, begeistern zu lassen, den Lehrer belohnte und beglückte. Ein herrliches Wechselspiel von Geben und Nehmen, von Lehren und Lernen, wie Pestalozzi es immer wieder forderte und verwirklichte: «Der Lehrer darf kein blosses Werkzeug sein, um das Tote tot wiederzugeben, so wie es da ist, sondern er muss sich ganz in den Anschauungs- und Begriffskreis des Kindes versetzen und sich ganz in der Sache selbst bewegen, gemeinschaftlich mit dem Kinde von einer Wahrheit zur andern, von einer Entdeckung zur andern schreiten.» Am liebsten hätte das Ehepaar Pestalozzi, hätten auch die Lehrer der Anstalt das allmählich zur

Lehrerin herangereifte junge Mädchen, das sich durch seinen Gesang die Zuneigung des ganzen grossen Kreises von Yverdon erobert hatte, im Institut behalten. Aber das Feuer, das Pestalozzi in ihr entfacht, die Geistessaat, die er gestreut hatte, sollten an einem andern Orte aufgehen. Als der junge Dr. Rupp von Sarmenstorf um die junge Lehrerin warb, da glaubte Pestalozzi, das junge Mädchen nicht entbehren zu können. Seine Frau aber belehrte ihn. «Hast du nicht selber immer geschrieben: Der heiligste Beruf ist das Amt der Hausfrau, das Werk der Mutter. Lisette hat das Buch von Gertrud immer unter dem Kopfkissen, wie sollte sie nicht wünschen, eine solche Frau und Mutter zu werden?» Ueber die Freuden und Spannungen der Brautzeit, über die Hochzeit, die am 19. Februar 1816 stattfand, über die trotz äusserer Not so unsäglich glücklichen Ehejahre orientiert ein Tagebuch Lisettens aus dieser Zeit. Gertrud Villiger berichtet: «So fand die Schülerin Pestalozzis, wenn auch nicht als Pädagogin, so doch auf andern Gebieten einen Wirkungskreis, der ihrem feurigen Schaffenstrieb und ihrer geistigen Regsamkeit genügen konnte. In die Wohnstube verlegte ihr grosser Lehrer die Tätigkeit der Frau; bald war die junge Frau Doktor in den Bauernhäusern wohlbekannt. Wie ein guter Engel erschien sie überall, wo Not und Sorge ihren Einzug gehalten hatten, in den Hütten der Armen, am Krankenbette. Sie empfing die Patienten zu Hause, sie wusste ihnen Trost zu spenden, Mut einzuflössen, und hatte ihr Gatte als Arzt das Schlimmste abgewendet, so überwachte ihre sorgende Teilnahme die Genesenden bis zur völligen Wiederherstellung. Aber auch die in Yverdon erlebte Pädagogik feierte ihre Auferstehung, schenkte sie doch in den 16 Jahren ungetrübten Eheglücks ihrem Manne 10 Kinder, 4 Knaben und 6 Mädchen. Ihnen allen und noch manch einem fremden Kinde dazu war sie ein Muetterli, eine wahre Mutter Gertrud, wie Pestalozzi sie geschaut und gestaltet hat. Aber zu ihrer ganzen Grösse erwachte die Frau erst nach dem frühen Hinschiede ihres Mannes, der zudem mit dem Tode eines ihrer Kinder und der Geburt des Jüngsten fast zusammenfiel. Wahrlich Leides genug! Wie sie ihren Schmerz im stillen trug, wie sie darnach rang, ihn zu überwinden, wie ihre tief religiöse Gesinnung mit dem leidenschaftlichen Weh im Kampfe lag, der ihr ganzes Wesen durchzitterte, davon sprechen wieder die Tagebuchblätter vom Karfreitag 1832 bis zum September des folgenden Jahres. Zu der tiefen Herzensnot kamen die Sorgen um den Unterhalt und die Erziehung der 7 am Leben gebliebenen Kinder. Es war gerade die Zeit, da sich im benachbarten Dorfe Wohlen die *Strohindustrie* entwikkelte und vielen fleissigen Händen guten Verdienst bot. So fern ihr auch dieser Beruf zu liegen schien, setzte sich Frau Lisette gleich und ohne Zögern mit einer befreundeten Wohler Familie in Verbindung und übernahm einen Teil der Stroharbeit. Tapfer ging sie ans Werk, zu dem sie das Schicksal nun gewiesen hatte, als ob es ihr von Anfang an bestimmt gewesen wäre. Die grössten Räume des Doktorhauses wurden als Strohweberei eingerichtet. Zu Anfang des Jahres 1834 konnte sie schon von 80 Weberinnen und von 50 Flechterinnen berichten, die für ihr Unternehmen arbeiteten. Damit sorgte sie nicht nur für ihren Familienkreis, sie legte auch den Grund zu einer blühenden Industrie, die für die Bevölkerung zur Erwerbsquelle wurde, sich immer mehr entwickelte und der Gegend zu bleibendem Wohlstande verhalf.

Dass aber eine Jüngerin Pestalozzis in dieser Tätigkeit, so segensreich sie sich auch auswirkte, keine dauernde Befriedigung finden konnte, ist einleuchtend. In einem Brief, den sie an den befreundeten *Augustin Keller* und dessen Frau schrieb, taucht erstmals die Idee auf, fremde Töchter aufzunehmen und im Geiste Pestalozzis zu erziehen. Aus kleinsten Anfängen entwickelte sich im Doktorhause eine *Erziehungsanstalt,* in welcher während 20 Jahren über 200 junge Mädchen zu Hausfrauen, Erzieherinnen und Lehrerinnen herangebildet wurden. Hier nun war Muetterli ganz in seinem Element. Konnte sie doch verwirklichen, was sie in Yverdon gelernt hatte: die von Pestalozzi immer wieder geforderte Einheit von Herz, Hand und Kopf. Die jungen Mädchen sollten zu warmherzigen, aber gleichzeitig zu praktischen und denkenden Frauen erzogen werden. Unterstützt von ihren beiden ältesten Töchtern, von denen die eine mehr der praktischen, die andere der sprachlich-künstlerischen Seite zugetan war, führte Muetterli sein Institut ganz im Sinne Pestalozzis. Neben strenger Pflichterfüllung gab es in Sarmenstorf viele frohe Feste, Tanz- und Musikabende, Maskeradescherze und Theateraufführungen. Auch später hat sich die Anstaltsmutter um jede einzelne ihrer Schülerinnen bekümmert, sich über ehrliche Bewährung gefreut, unaufhörlich zur Weiterbildung und zum tapfern Durchhalten im Leben aufgefordert. Als nach 20 Jahren das Institut aufgehoben wurde, gründete das Muetterli einen Armen- und Krankenverein und widmete sich den Grosskindern, für die in ihrer Wohnstube eine richtige kleine Schule eingerichtet wurde. Ueber den bequemen Lehnstuhl, den ihr die Kinder zu ihrem 70. Geburtstag schenkten, zeigte sie sich mehr empört als erfreut: «Was, ihr wollt mich mit Gewalt zur Ruhe setzen? Ich soll nicht mehr schaffen? Das geht nicht für mich.» Ein hartnäckiges Augenleiden, schwere Schicksalsschläge ertrug sie mit bewundernswerter Geduld, bis am 20. Oktober 1873 ihr vielbewegtes und arbeitsreiches Leben still und kampflos erlosch. Man weiss, dass das Muetterli seinem Freund, dem Seminardirektor und Politiker Augustin Keller, Anregung gab zu der einzig schönen Inschrift, die dieser für das Pestalozzigrab verfasste. Der letzte Satz dieser Inschrift: «Alles für andere, für sich nichts, Ehre seinem Andenken», darf auch auf seine getreue Schülerin angewendet werden.

Elise Egloff

Geboren 1820, gestorben 1848 in Heidelberg

In ganz anderer Gestalt tritt uns das Bildungsproblem des 19. Jahrhunderts entgegen in der Geschichte der Elise Egloff, des einfachen Kinder- und Nähmädchens, der nachmaligen Frau des berühmten Anatomen und Physiologen Professor Jakob Henle. Durch persönliche Bekanntschaft angeregt, wurde sie das Urbild der *Regine* in *Gottfried Kellers* Sinngedicht. Während Lisette Rupp, einem Herzenswunsche folgend, in Yverdon ihre Kräfte entfaltete im Angesicht des Mannes der wärmenden Liebe, wurde Elise Egloff durch den um mehr als zwölf Jahre älteren Gelehrten einer sehr bewussten, vorwiegend intellektuellen Schulungs- und Bildungsprozedur unterworfen. Zuerst brachte er sie in einem Institut in Traben an der Mosel unter, später ein Jahr in der Familie seiner Schwester in Trier. Das Mädchen hat die Hoffnungen des Professors nicht enttäuscht; nach Ueber-

windung vieler äusserer und innerer Schwierigkeiten kam es 1846 zu einer Heirat. Dem Eheglück — hier folgt also Gottfried seinem Urbild nicht — machte leider der frühe Tod Elisens ein Ende. Sie starb nach der Geburt eines zweiten Kindes an Tuberkulose. Die Tochter Henles fand im Nachlass ihres Vaters ein Bündel Briefe aus Elisens Ausbildungszeit 1843—1846. Nachdem die darin fehlenden Stücke aufgefunden worden waren, kam unter dem Namen von Frau Prof. Walter Rehberg in Stuttgart ein Buch heraus: Elise Egloff, Die Geschichte einer Liebe in ihren Briefen. (Zürich 1937) Die Briefe von nicht weniger als zehn Schreibenden und Empfangenden ordnen sich zu einem geradezu fesselnden Roman. Man bekommt Einblick in die bisher völlig vernachlässigte geistige Entwicklung des jungen Mädchens, in die meist recht taktvollen Bemühungen ihrer Freunde, ihr auf dem beschwerlichen Bildungsweg Handbietung zu reichen. Einige Briefstellen sollen beides bezeugen, die Anstrengung Elisens und die Bildungsarbeit ihrer Freunde.

Für das Bildungsbedürfnis der Tochter zeugt eine Stelle aus einem ihrer ersten Briefe: «Obschon ich arm bin und soviel wie keine Eltern habe, so gibt es doch Menschen, die mich nicht verlassen. Noch ein Wort, weil Du glaubst, ich schenke Dir kein Zutrauen, o ja, ich kann es sonst niemandem schenken als Dir, aber ich habe Furcht, mit Dir gelehrte Sachen zu sprechen, das wirst Du schon oft bemerkt haben; aber wie ist es auf dem Lande, wo man nur das Notwendige lernen kann, z. B. Schreiben, Rechnen und Lesen. Da haben freilich die Lehrer bei meiner Zeit geglaubt, es sei genug, und wie ich aus der Schule gekommen bin, gleich geheissen hat, jetzt kannst gehen Dein Brot unter fremden Leuten suchen, wo den Menschen nichts zuteil wird als arbeiten, welches ich auch für sehr gut finde.»

Die Leiterin des Instituts in Traben gibt in einem Brief an die Schwester des Professors folgendes Urteil über ihren Zögling ab. «Ich will bemerken, dass wir nach einem längeren Zusammenleben sie als ein sehr gutes, aufrichtiges, fleissiges Mädchen erkannten, die mit ganz gutem Verstand und gesundem Urteil begabt ist und in jedem Wirkungskreis, der ihren Kräften angemessen, selbst mehr tun wird, als blosse Schuldigkeit erfordert. Grosse Kenntnisse wird sie sich indes nicht mehr erwerben, da sie das Alter, wo man den Grund dazu legen muss, weit überschritten. Indessen wird das Jahr, welches sie hier zubringt, ihr doch von bedeutendem Nutzen sein, da sie eifrig und fleissig ist und alles geschah, was getan werden konnte; auch ist ihr ganzes Wesen sehr verändert und verfeinert, was Sie selbst finden werden, ein Erfolg, den innere Ausbildung unfehlbar immer hat.» Etwas kritischer äussert sich Henles Schwester Marie im Januar 1845 in einem Brief an ihren Bruder: «Ich habe Elise wirklich recht von Herzen lieb gewonnen und würde, wenn die weltlichen und geselligen Verhältnisse nicht wären, wie sie einmal sind, Dir es gönnen, Dir je eher je lieber ein behagliches Zuhause zu verschaffen; denn daran zweifle ich jetzt nicht mehr, dass Dir das zuteil würde. Aber da Du Dich nicht von aller Welt abschliessen kannst und ein Leben in derselben für Euch beide noch mit zuviel Unbehagen verbunden wäre, so erlaube, dass wir die Lehrjahre noch ein bisschen verlängern. Du musst Dich aber nun auch, mein Lieber, vor Illusionen hüten und denken, es müsse eine brillante Umwandlung mit Elise vorgegangen sein, was mich so für sie stimme. Ist auch der Aufenthalt in Traben für Elise nicht ohne Nutzen, so ist doch der Erfolg auf Kenntnisse keineswegs ein glänzender zu nennen, trotz ihrem grossen Eifer und Fleiss.» Der verliebte Professor schwankt immer wieder zwischen Glück und Zweifel: «Es gab Augenblicke, wo ich in Entzücken war über das Edle und echt Menschliche, über die Wärme und die fromme Ehrlichkeit meines Mädchens, wo ich glaubte, alles an ihr zu haben, was ein Mensch wünschen kann, und dann kamen wieder die abscheulichen Zweifel und vor allem der, dass ihre Schönheit und Zärtlichkeit mich eitlen alten Kerl gefangen hatte. Ich hatte keinen Grund, an ihr zu zweifeln, aber ich war ja schon zu andern Zeiten sicher und hatte doch unrecht.» Nach Ablauf des Institutsjahres bekennt Elise: «Obschon mir noch viel fehlt und in meinem Studium nicht sehr weit gekommen bin, fühle ich mich doch glücklich für das wenige, wo ich mir in dem Jahr mit viel Mühe erworben habe. Es ist ja auch nicht notwendig, dass die Frauenzimmer gelehrt sein müssen, schön ist es freilich für diejenigen, die Gabe besitzen, aber ich tröste mich mit tausend, denen es nicht gegeben ist.»

Nachdem sie zur weiteren Vorbereitung auf ihr Frau-Professor-Dasein zu Schwester und Schwager des Professors übergesiedelt ist, tönt es: «Möge der Himmel mein Schicksal so leiten, dass sich Dir mein dankbares Herz auf vielfache Art beweisen kann, denn über diesen Gegenstand habe ich viel zu kämpfen, ob es auch noch zu dem kommen wird. Ich muss Dich auch fragen, ob Du keine Vorwürfe und Unannehmlichkeiten bei Deinen Geschwistern hattest, dass Du Dich eines so armen Mädchens angenommen hast.» Der beglückte Professor macht seinem Herzen Luft: «Aber immer noch hat bis jetzt, wie ich mir sagen darf, der Erfolg meine Erwartungen übertroffen und meine Furcht zu Schanden gemacht. Ich hoffte, dass Elise Talent habe, und Matthieu (sein Schwager) versichert mich, dass sie grosse Fortschritte in dem einen Jahr gemacht habe: ich vermutete nur, denn wissen konnte ich es nicht, dass sie eines wahren Interesses auch für anderes als meine Zärtlichkeit fähig sei, und ich erfahre, dass Ihr stundenlang mit Elise konversiert und Euch mit ihr allein ganz behaglich fühlt.» Immer wieder melden sich allerdings Bedenken, vor allem von seiten der Schwester: «Das eigentliche Lernen macht ihr zwar einige Mühe, aber es ist nicht dieses, was ihr am meisten zu schaffen macht. Bei nicht überspannten Ansprüchen wird sie leicht genug fürs Haus haben, und so wie sie Geschichte, Französisch, Mythologie und so manches andere sich aneignet, wird sie auch noch später, besonders da sie ungewöhnlichen Eifer und Fleiss besitzt, noch manches erlernen können. Am meisten ist es ihr Benehmen, ihre Art, sich zu tragen, zu gehen, zu unterhalten, was ihren früheren Stand verrät und was ihr um so schwerer zu ändern sein wird, als sie nicht immer fühlt, warum sie sich nicht ganz und gar gehen lassen soll. Wir hofmeistern übrigens sehr wenig an ihr, um sie nicht einzuschüchtern, und wenn Eklatantes vorfällt, so wird ihr in der Regel gelegentlich das Rechte angedeutet.» Beruhigend tönt es am Schlusse: «Ich begreife es recht gut, dass sich gerade solche Dinge, die nicht positives Lernen sind, am schwersten aneignen. Auch tut es nichts, wenn sie nicht gerade wird wie andere Leute, ja ich wünsche sogar, dass sie ihren eigenen Weg gehe, der zu ihrem Wesen passt. Nur das möchte ich bei ihr erreichen, dass es ihr wohl und behaglich ist, damit sie auch auf andere den Eindruck machen kann. Und dass sie Interesse gewinnt an der Unterhaltung, auch wenn sie sich nicht um das eine dreht, womit man immer ihre Aufmerksamkeit fes-

seln kann.» Elisens Briefe finden immer mehr die Zustimmung des Geliebten: «Mit Elisens Brief bin ich abgesehen davon, dass er mich glücklich macht, weil ich bei allem Guten, was sie mir sagt, ihre innige Stimme höre, auch recht zufrieden. Es liegen immer nur wenige Wochen zwischen ihren Briefen, und doch ist die Zunahme in Freiheit und Bewegung, wenn ich nicht blind bin, auffallend genug.» Und später: «Meines Liebchens Briefe machen mir so viel Freude, wie nur ein Bräutigam von den Briefen seiner Frau je erwarten mag. Lese ich sie zum dritten und vierten Mal und mit Aufmerksamkeit, so finde ich wohl Stellen, über die man bedenklich werden oder Achseln zucken könnte, aber welche Briefe sollten eine so strenge ‚Briefung' aushalten, zumal wenn sie in Eile und Unruhe geschrieben sind? Jeder überzeugt mich mehr von der innigen, warmen Anhänglichkeit und dem guten Herzen Eures Zöglings. Dass die Bildung sie mehr lehren sollte, als die Worte finden, um mir diese Ueberzeugung beizubringen, habe ich mir in meinen kühnsten Wünschen nicht angestrebt.»

Alle Bemühungen sind also vom schönsten Erfolg gekrönt. Dankbares Glück jubelt aus Elisens Brief vom 18. Oktober 1845. «Freilich, ich darf es wohl wiederholen, dass ich mein Glück noch nicht fassen kann, wie tausendmal habe ich mir gewünscht, wenn ich nur nie geboren wäre, und jetzt hat der Himmel so gut für mich gesorgt, bald habe ich die Wege der Dornen durchwandelt und werde auf bessere kommen, wo ich nicht mehr allein stehe. Ach! lieber Schatz, das Herz ist mir so schwer, ich muss mich nun von solchen Gedanken trennen. Ich habe mir schon sehr grosse Vorwürfe gemacht, seit Du mich verlassen hast und warum? Ich habe Dir gar nicht gedankt für Deine grossen Wohltaten; verzeihe mir und halte mich für kein undankbares Geschöpf, denn ich bin es auch nicht, wenn ich's auch neulich versäumt habe.» Eine Stelle noch aus der Antwort des Bräutigams, dem nun zum Berufserfolg noch das Eheglück winkt. «Ausserdem habe ich jetzt den Vorteil zu wissen, wofür ich mich plage. Zwar hatte ich auch sonst meine Gründe und konnte mir sagen, dass ich durch meine Arbeiten der Menschheit nützlich bin und nicht umsonst gelebt haben werde. Aber das ist ein Bewusstsein, welches nur für erhabene Stunden wohltätig und befriedigend ist; für das tägliche Leben möchte man auch das Stück Menschheit, für das man wirkt, unmittelbar zu sehen bekommen. Dieses Stück Menschheit, meine Menschheit stellst Du mir nun vor, mein Liebchen». Im letzten vorhochzeitlichen Brief des Professors heisst es: «Soeben am Fastnachtdienstag um 3/4 auf 6 Uhr habe ich die letzte Zeile an meinem Buch vollendet. In diesem Augenblick möchte ich die ganze Welt umarmen und möchte sie doch alle unumarmt lassen, wenn ich Dir allein um den Hals fallen könnte. Soll auch dies noch nicht sein, so sollst Du doch, du Liebe, die künftig alle meine grossen und kleinen Leiden und Freuden mit mir teilen wird, zuerst diese angenehme Botschaft erfahren. Ich habe ein Werk vollendet, auf das ich stolz bin, an dem ich seit sechs Jahren mit allem Fleiss vorgearbeitet habe, in zwanzig Bogen das Beste, was ich weiss, zusammengedrängt. Es wird einen Umschwung in der Medizin machen, mir die Alten zu Feinden machen und die Jungen an mich fesseln; mit dieser Einrichtung bist Du doch nicht unzufrieden? Nun habe ich mir redlich das Glück verdient, das ich bald in Deinen Armen finden soll, und jetzt sollst Du mich haben, mit Herz und Kopf und allem.»

Meta von Salis-Marschlins

Geb. 1855 im Schloss Marschlins, gest. 1929 in Basel

Und wiederum anders, heroischer, kämpferischer, gestaltet sich das Bildungsproblem in der Bündner Aristokratin Meta von Salis-Marschlins. *Dr. Emma Graf,* selber eine Vorkämpferin der schweizerischen Frauenbewegung, schreibt über diese Art Frauen im «Jahrbuch der Schweizerfrau» 1922: «Sie gehört zu jenen Frauen, die uns vorangeleuchtet und durch ihre Taten und Schriften bahngebrochen haben. Sie musste um Dinge kämpfen, die uns heute selbstverständlich erscheinen, um die Freiheit der geistigen Entwicklung und das Recht der eigenen Persönlichkeit. Sie haben dafür grössere Opfer gebracht als wir spätern, sie waren einsamer und fanden grössere Widerstände. Sie waren deshalb in Ton und Haltung herber, aber auch origineller und stärker als wir. Sie haben durch ihr Sein und ihre Leistungen bewiesen, dass die Frau auf vielen Gebieten des geistigen Lebens dem Mann ebenbürtig sein kann und deshalb eine gleichwertige Bildung beanspruchen darf.»

Die am 1. März 1855 im Schloss Marschlins geborene Frau stellt ihr inneres Werden und Wachsen selber dar: «Als die Letztgeborene einer der damals herrschenden Familien, als Kind eines selbst in Graubünden durch seine Sonderheit auffallenden Originals von Vater, der den Verlust der beiden Söhne wie eine persönliche Kränkung, eine Ehrenminderung empfand und die beiden zurückgebliebenen Töchter früh in die Verachtung des Mannes für die Frau als Frau blicken liess, indem er sein Leben für hinfort als zwecklos erklärte und die Interessen des Stammgutes vernachlässigte, weil es in weibliche Hände überging, befand ich mich schon in zarter Jugend im Gegensatz zu meiner häuslichen Umgebung. Besass ich doch ungefähr alle die Eigenschaften, die an einem Sohne willkommen gewesen wären, während sie mich als Tochter noch mehr entwerteten! Hörte ich doch als Kind schon den schmerzlichen Ausruf: «Zum General wie geboren!», wenn mein Vater durch einen Beweis der Kühnheit meinerseits an die alten militärischen Ehren seines Geschlechts erinnert wurde. Im Elternhaus wie in der Pension, in die ich nach einem missglückten Versuch mit einer Gouvernante schon mit acht Jahren kam, war ich ein ungewöhnlich ernstes, unzugängliches Kind, das infolge extremer ererbter Nervosität, die niemand berücksichtigte, bis zum Starrsinn eigensinnig sein konnte und sich oft namenlos unglücklich fühlte. Unzählige Male hätte ich an Stelle meines Bruders zu sterben gewünscht. Die Sonne der Kindheit ist an meinem Horizont nicht aufgegangen. Ich entwickelte mich sprunghaft, ungleichmässig, mehr von Büchern beeinflusst als vom Leben, von der Zukunft träumend und die Gegenwart missachtend. Viele Kenntnisse und Empfindungen kamen mir früher und gründlicher als anderen, ebenso viele bedeutend später. Mein Vater trat den ihm an der Frau unleidlichen gelehrten Neigungen, die in unserer Familie erblich waren, schroff feindlich entgegen und wollte mich mit Gewalt im häuslichen Wirken festbannen. Die Versetzung in eine Hausfrauen-Züchtungsanstalt, die ich mir nach dem Austritt aus der ersten Pension gefallen lassen musste, hat mir eine jahrelange Abneigung gegen die spezifisch weibliche Arbeitsdomäne eingetragen, die meiner Natur ursprünglich gar nicht eigen war. Als ich nach Hause zurückkehrte, schrieb mein Vater meiner Mutter vor, mir möglichst

wenig Geld in die Hand zu geben, um zu verhindern, dass ich mir Bücher kaufte. Mit verblüffend schlechtem Erfolg! Ich verwendete mein schmales Monatsgeld fast ausschliesslich auf sie und sagte allen weiblichen Eitelkeiten in bezug auf Kleider, Schmuck, Gesellschaft bis zum Uebermass ab, obwohl ich das Schöne und Auserwählte liebte. Wenn ich schliesslich meine Freiheit um den Preis erkaufte, dass ich Erzieherin wurde, so war das für meinen Vater etwas Unerhörtes. Er liess mich gewähren, weil er auf eine Demütigung meines sogenannten Stolzes rechnete, und begann mich zu achten, als sie ausblieb und die kecke Herausforderung: ‚Sehen wir zu, wessen Kopf härter ist', zu meinen Gunsten ausschlug.» Die Revolutionärin, wie sie im Buche steht!

Das Schloss ihrer Väter bleibt äusseres und inneres Zentrum des Lebens dieser Frau, trotz weiter Reisen und langer Aufenthalte in fremden Landen. Von ihm singt die Dichterin:

«Rausche, rausche, du Born der Kunden!
Ersteh wie einst Marschlins!
Auf! Zeig dich im Duft der Zeiten, im Grau des Anbeginns!
Auf! Weis doch als Hort von erlauchtem,
von strengem Edelblut,
Das, seiner Art sich erfreuend, zum eigenen Sein hat Mut.»

«Zum eigenen Sein Mut haben», wird das Losungswort dieser Frau.

In dem von Metas Lebensfreundin Hedwig Kym herausgegebenen Gedichtband in memoriam Meta von Salis gilt der grösste Teil der Poesien dem Jugendtal, der Märzensonne und der geretteten Tanne, dem Burggarten und dem Sehnsuchtshang, den Nebelschlangen und dem Sonnenbrüten. Eine Probe statt vieler:

Du Fleckchen Erde ...

Du Fleckchen Erde, das ich meine,
Du Heimat, wo die Majestät
Der Berge glühend im Abendscheine
Vor meiner Seele Sehnsucht steht;

Ihr Felsenstirnen unvergessen
Wie fern mein Herz euch schlagen mag;
Von eurer stolzen Kraft besessen
Fühl ich mich wachsen Tag um Tag.

Nachdem Meta von Salis sich einige Jahre als Erzieherin in Naumburg und in Venedig, in England und in Irland betätigt hatte, überall sich wertvolle Freundschaften erobernd, nach Jahren des Privatstudiums zu Hause und einem gemeinsam mit der grossen Idealistin Malvida von Meysenbug in Rom verlebten Winter, widmete sie sich in Zürich und Bern von 1883 bis 1887 dem Universitätsstudium, das sie mit dem philosophischen Doktorexamen abschloss. Wie viele ihrer Zeitgenossinnen musste sie sich den Zugang zur Universität hart erkämpfen. Die Hochschule Basel hat ihr Gesuch trotz Fürsprache des berühmten Jakob Burckhardt glatt abgelehnt. Ueber die Studienzeit in Zürich schreibt ihre Biographin: «Verheissungsvoll bis zum Rande gefüllt mit lockenden Problemen liegt jetzt das Leben vor ihr. Nichts scheint unerreichbar, hohe Ziele und ferne Erfüllungen rufen nach dem Einsatz aller Kräfte. Mut und Hoffnung sind helle Leuchte auf den neuen Wegen. Aber Schritt für Schritt muss der Boden gewonnen werden für Dinge, die heute zum selbstverständlichen Recht geworden sind. Die Studentin jener Tage sieht sich noch in eine wahre Tragikomik der neuen Verhältnisse hineingestellt. Sie begegnet entweder entschiedener Missbilligung oder zudringlicher Neugier. Die Studenten nennen die Kolleginnen unter sich Petroleusen oder Grenadiere; ein harmloser kollegialer Verkehr ist vorderhand noch vielfach gehemmt. Und die Professoren sind zum Teil skeptisch, die Urteile über die Rechte der Frau auf wissenschaftliche Ausbildung unklar und befangen. Hartnäckige Gegner erheben schwerwiegende Einwände und bringen es selten fertig, die Wandlung der Dinge unvoreingenommen und leidenschaftslos zu prüfen.»

Mit der ganzen Heftigkeit ihrer Natur, ausgerüstet mit scharfen Waffen des Verstandes, setzt sich die junge Doktorin für die sittlich-geistige Hebung der Frauen ein: «Die Frau soll der Frau helfen, sie belehren, sich für sie verwenden, sie aus unwürdigen Verhältnissen retten.» Während Hortensia Gugelberg, ihre grosse Vorfahrin, sich vom Zusammenschluss der Frauen, von den Organisationen alles versprach, bleibt Meta von Salis die ausgesprochene *Individualistin*. Sie, die langjährige Freundin Friedrich *Nietzsches*, will den Kampf ganz allein führen durch Schrift und Wort, ohne Vereins- und Parteizugehörigkeit.

«Trifft mich der Neid: wohlan!
Verfolgt mich der Hass: immer zu!
Mir ist es Stolz und Ruh,
Dass ich nicht mitgetan
Und dass sie mich wie ich bin
Trotzdem mussten lassen stahn.»

Ueber einen ihrer zahlreichen *Vorträge*, die sie im ganzen Schweizerland herum hielt, schreibt ein Bündner Blatt:

«Fräulein Dr. Meta von Salis-Marschlins hielt gestern abend im Casinosaale ihren Vortrag: Ueber Toleranz. Trotz der denkbar ungünstigsten Witterung hatte sich ein ziemlich zahlreiches Auditorium eingefunden, das mit gespannter Aufmerksamkeit der beredten Vortragenden lauschte. Nach den bisherigen Leistungen der Dame durfte man schon etwas Tüchtiges erwarten. Wir gestehen jedoch, dass unsere Erwartungen noch bei weitem übertroffen wurden. Die Form des Vortrages kann geradezu meisterhaft genannt werden; was den Inhalt betrifft, so wich er allerdings von Dutzend Meinungen, Traditionen und landläufigen Vorurteilen bedeutend ab. Sie sind scharf, Fräulein Doktorin, sehr scharf; Sie haben recht, und wir stehen nicht an, uns vor diesem Recht zu beugen. Sie üben feine und genaue Kritik, doch es gereicht uns zur Genugtuung, dies vor unserem Churer Publikum sagen zu können: Sie haben die Kritik auch für sich. Hoffentlich wird uns bald wieder ein derartiger Genuss.»

Heftiger umstritten als ihre Schriften, die zum Beispiel vom Berner Redaktor J. V. Widmann hoch geschätzt wurden, als ihre Vorträge, war ihr mutiges Eintreten im Prozess Farner-Pfrunder, auf den hier nicht eingegangen werden kann. Der ganze Prozess war ein scharfer Schlag gegen die Frauenbewegung, endete aber mit dem Freispruch der Angeklagten. Infolge ihres tapferen Eintretens für die angeklagten Frauen, ihres Aufdeckens von dunklen Hintergründen, wurde Meta in einen Ehrverletzungsprozess hineingezogen, der mit einer achttägigen Gefängnisstrafe in St. Gallen endete. Die Biographin schreibt: «Und in der Oede des Gefängnisdaseins überkommt sie die sieghafteste Seelenstimmung ihres Lebens. Man verschärft die Bedin-

gungen, man verweigert abends das Licht. Doch Meta hat treue, unsichtbare Gefährten — sie schwelgt in den ihrem Gedächtnis eingeprägten Gedichten von Goethe, Dante und Byron. Rückblickend auf diese tief in ihr Leben einschneidenden Erlebnisse prägte sie das Wort: «Die schlimmsten Erlebnisse sind die besten Erlebnisse, wenn sie uns reif machen.»

Meta von Salis hat später lange Zeit in Sils-Maria gelebt, sie hat auch zeitweise ihr grosses Gut selbst bewirtschaftet, was auf die Dauer ihre Kräfte überstieg. Im Jahr 1899 hat sie schweren Herzens auf Marschlins verzichtet, um sich auf der geliebten Insel Capri ein neues Heim einzurichten.

Von Anfang August 1914 bis zu ihrem Tode am 15. März 1929 lebte sie mit ihrer in Basel verheirateten Freundin in dem Haus zum Obern Aarau. Ein Wort aus ihrem Werk «Die Zukunft der Frau» möge unsere knappe Würdigung beschliessen:

«Gebt auch der Frau gedankenheischend Tun,
Es wehrt nicht nur der Zunge Tätigkeit,
Es schult und stärkt für schwere Leidenszeit
und lehrt im Geist vom schwülen Fühlen Ruhm.
So wisst ihr Förderer des Brotverdiensts,
Es will die Frau, die strebt, viel mehr als Brot,
Ihr winken jenseits schnöden Geldgewinnsts
Ein reiches Leben und ein freier Tod.»

Helene Stucki

Kurse

EINFÜHRUNGSKURS IN DIE PÄDO-AUDIOLOGIE

veranstaltet vom Heilpädagogischen Institut der Universität Freiburg (Schweiz) vom 3. bis 6. September 1958
Auskünfte erteilt das Institut.

INSTITUT FÜR BEHANDLUNG VON ERZIEHUNGS- UND UNTERRICHTSFRAGEN - Basler Schulausstellung (Leitung: W. P. Mosimann)

201. Veranstaltung - Aula des Realgymnasiums, Hermann-Kinkelin-Strasse - 3. September bis 1. Oktober 1958
Zum Verständnis der Gegenwart

Mittwoch, 3. September, 15.00 Uhr: «Schweizerische Gegenwartsprobleme im Geschichtsunterricht», Vortrag von Dr. *E. Gruner*, Basel; Lehrprobe: *A. Geering* mit Klasse KRS 5a. Aussprache.

Mittwoch, 10. September, 20.15 Uhr: «Die neueste Geschichte Russlands im Geschichtsunterricht», Vortrag von Professor Dr. *V. Gitermann*, Zürich. Aussprache.

Mittwoch, 17. September, 20.15 Uhr: «Weltwirtschaft und Weltpolitik in der Gegenwart», Vortrag von Dr. *H. Bauer*, Vorsteher der Abteilung Wirtschaftsstudien des Schweiz. Bankvereins, Basel. Aussprache.

Mittwoch, 24. September, 15.00 Uhr: Lehrprobe: Dr. *W. Haeberli* mit Klasse MG R8b: «Hilfsmittel im Geschichtsunterricht». Orientierung anhand einer kleinen Ausstellung durch Dr. *R. Teuteberg*, Präsident der Staatlichen Lehrmittelkommission. Aussprache.

Mittwoch, 1. Oktober, 15.00 Uhr: «Unterricht in Wirtschaftsfragen als Teil der Allgemeinbildung», Vortrag von Dr. *W. Meier*, Basel; Lehrprobe: Dr. *L. Nadig* mit Klasse KHS M3. Aussprache.

INTERNATIONALER ARBEITSKREIS SONNENBERG

Europäische Heilpädagogen-Tagung (fünfte Konferenz des Sonnenberg-Kreises) *vom 28. Oktober bis 6. November 1958*

Aus dem Programm der Tagung:

«Die Wandelbarkeit des Menschen im Lichte der modernen Anthropologie»
«Heilpädagogik als autonome Wissenschaft»
«Zusammenarbeit zwischen dem Jugendpsychiater und dem Heilpädagogen»
«Arzt, Heilpädagoge und Psychologe in der Arbeit beim entwicklungsgeschädigten Kind» (brains' trust)
«Abnorme Kinder und Jugendliche im Rorschach-Test»
«Dringende Aufgaben für den Ausbau des Sonderschulwesens als Ergebnis europäischer Studienreisen»
«Die verzögerte Sprachentwicklung»
«Erfahrungen in der Behandlung stotternder Schulkinder»
«Die Betreuung spastischer Kinder in Hamburg»
«Sprachheilarbeit in Kopenhagen»

Referenten des In- und Auslandes werden aus ihrer Arbeit berichten. Ausserdem sind ausgiebige Diskussionsmöglichkeiten und Filmvorführungen im Programm der Tagung vorgesehen.

Tagungsbeitrag je 50 DM.
Anmeldungen an die Geschäftsstelle des Internationalen Arbeitskreises Sonnenberg, Braunschweig, Bruchtorwall 5.

VEREINIGUNG SCHWEIZERISCHE LEHRSCHAU

Die heutige Nummer der SLZ enthält die ersten zwei Bilder der Serie «Kohle I» und die Fortsetzung des Kommentars im Textteil. Die weiteren Bilder dieser Serie, die in Zusammenarbeit mit der Pro Carbo geschaffen werden konnte, erscheinen in den Nummern 37, 39, 42, 44 und 46.

Den Lesern der SLZ möchten wir die bereits erschienenen Bildermappen unserer Vereinigung in Erinnerung rufen:

Einheimische Tiere I
Luftverkehr I + II
Gotthardbahn

Die ganzen Mappen, mit 12 Tiefdruckbildern (Farbphotos), Textheft mit erläuterndem Kommentar und graphischen Beilagen (Serien 2—5), sind für den Lehrer gedacht, dem sie ein treffliches Hilfsmittel für die Unterrichtsvorbereitung und Veranschaulichung in die Hand geben. Immer mehr werden jedoch von den Lehrern auch Einzelbilder für die Schüler bestellt, die für den Gruppenunterricht oder als Heftillustration ausserordentlich begehrt sind. Der Verkaufspreis für das Einzelbild von 20 bzw. 25 Rappen ist darum absichtlich so niedrig angesetzt, dass jeder Schüler der Klasse in deren Besitz gelangen kann. Auf diese Weise erfüllen die Bildermappen eine doppelte Funktion: einerseits als knappe, prägnante Dokumentation zu einem bestimmten Unterrichtsthema, anderseits als neuartiges Unterrichts- und Veranschaulichungsmittel für die ganze Klasse.

Bestellungen: Die Bilder werden einzeln zum Preis von 20 Rappen das Stück abgegeben (Bilder der Serie «Kohle» zu 25 Rappen das Stück); die Texthefte kosten 80 Rappen, das komplette Sammelmäppchen Fr. 5.— (Sammelmäppchen «Kohle I»: Fr. 6.10). Pro Sendung werden zuzüglich 50 Rappen für Porto und Verpackung gerechnet. Zur Bestellung kann der rechte Abschnitt eines Einzahlungsscheines verwendet werden (Postscheckkonto der Vereinigung Schweizerische Lehrschau: VIII 20070). Die Adresse lautet: Postfach 855, Zürich 22. — *Prospekte für sämtliche Serien können angefordert werden.*

Die Kohle

II

DIE MONTAN-UNION

Im Zeichen der sich in der Nachkriegszeit anbahnenden Verständigungsbereitschaft der ehemaligen europäischen Feindstaaten veröffentlichte am 9. Mai 1950 der damalige französische Aussenminister *Robert Schuman* eine Erklärung, in der die Errichtung eines gemeinsamen französisch-deutschen Marktes für Kohle und Stahl gefordert wurde. Als Beitrag zur europäischen Verständigung und zur Sicherung des Weltfriedens sollte die Produktion dieser lebenswichtigen Güter einer gemeinsamen *Hohen Behörde* unterstellt werden, wobei der Beitritt andern europäischen Ländern offenstehen sollte.

Schon knapp ein Jahr später, am 18. April 1951, unterzeichneten die Bevollmächtigten von sechs europäischen Ländern den inzwischen von Sachverständigen ausgearbeiteten, zu Ehren seines Anregers «Schuman-Plan» genannten Vertrag über die Gründung der *Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl.* Der Vertrag wurde auf fünfzig Jahre befristet und von den folgenden sechs Ländern unterzeichnet: Belgien, Deutschland (Bundesrepublik), Frankreich, Italien, Luxemburg und Niederlande. Als Sitz des Exekutivorgans der Gemeinschaft, der Hohen Behörde, wurde das kleinste der beteiligten Länder, Luxemburg, bestimmt.

Das Ziel, das sich die Gemeinschaft gesetzt hat, ist die Steigerung der Kohlen- und Stahlproduktion der Mitgliedstaaten. Durch gemeinsame Anstrengungen sollen die Voraussetzungen für die rationellste Erzeugung dieser zwei wichtigsten industriellen Grundstoffe auf der Basis des höchsten Leistungsstandes geschaffen werden. Durch weitsichtiges Planen soll verhindert werden, dass Unterbrechungen der Produktion eintreten und zu tiefgreifenden Störungen im Wirtschaftsleben der Montan-Länder führen. Dem Riesenheer der in der Kohlen- und Stahlindustrie beschäftigten Menschen will die Gemeinschaft durch die Steigerung der Lebenshaltung und die Sicherung der Beschäftigung dienen.

Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles besteht in der Schaffung eines *gemeinsamen Marktes* für Kohle, Erze, Schrott und Stahl. Um zum Beispiel den gemeinsamen Markt für Kohle zu schaffen, war es notwendig, die Kohle von Abgaben oder Subventionen zu befreien, die bis anhin von den einzelnen Staaten erhoben oder gewährt wurden. Ferner galt es, einschränkende Bestimmungen hinsichtlich der Ein- und Ausfuhr aufzuheben und die verschiedenen Frachtsätze für in- und ausländische Kohle zu beseitigen. Eine Aufhebung von Zöllen war dagegen darum nicht notwendig, weil solche für Kohle zwischen diesen Ländern schon vor Abschluss des Vertrages nicht bestanden. Ein kompliziertes Problem bildete dagegen die gemeinsame Festsetzung der Preise, welche an die Stelle der bis anhin von den einzelnen Regierungen festgesetzten Kohlenpreise traten. In dieser Hinsicht war es nicht möglich, die Preisfestsetzung einfach dem freien Wettbewerb zu überlassen, der an sich ebenfalls ein wichtiges Merkmal des gemeinsamen Marktes darstellt. Was für ein System gewählt wurde, um die beiden Prinzipien der Absatzförderung aller beteiligten Länder und des freien Wettbewerbs miteinander zu verbinden, kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Die *Organe* der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl sind die Hohe Behörde, der Beratende Ausschuss, der Besondere Ministerrat, die Gemeinsame Versammlung und der Gerichtshof.

Die *Hohe Behörde* ist das leitende Organ der Montan-Union, bestehend aus neun Mitgliedern. Acht davon werden durch die Regierungen der Mitgliedstaaten ernannt, das neunte wird von den acht gemeinsam gewählt. Die Amtsdauer beträgt sechs Jahre. Die Mittel, die der Hohen Behörde zur Erreichung des im Vertrag festgelegten Zieles zur Verfügung stehen, sind Entscheidungen, Empfehlungen und Stellungnahmen. Die *Entscheidungen* sind für alle Mitglieder verbindlich, sowohl für die Regierungen als für die unter den Vertrag fallenden Unternehmungen. Die *Empfehlungen* sind verbindlich in bezug auf das von ihnen aufgestellte Ziel, überlassen jedoch die Mittel der Durchführung denjenigen, an die sie gerichtet sind. Die Stellungnahmen dagegen haben keinen verpflichtenden Charakter.

Der *Beratende Ausschuss* ist ein der Hohen Behörde beigeordnetes Organ, das sich aus 51 Vertretern der Produzenten, Konsumenten und Arbeitnehmer zusammensetzt. Sie werden von ihren Organisationen vorgeschlagen und vom Ministerrat auf eine Amtsdauer von zwei Jahren ernannt.

In den *Besondern Ministerrat* entsendet jedes Land einen Vertreter. Er hat die Aufgabe, die Wirtschaftspolitik der beteiligten Länder und der Hohen Behörde aufeinander abzustimmen. Der Vorsitz wechselt alle drei Monate.

Die *Gemeinsame Versammlung* ist sozusagen das Parlament der Montan-Union und besteht aus den Vertretern der Bevölkerung der Mitgliedstaaten. Sie besteht aus 78 Mitgliedern, deren Sitz nach einem bestimmten Schlüssel, der Grösse der Länder entsprechend, auf die Mitgliedstaaten verteilt werden. Sie hält jedes Jahr eine öffentliche Sitzung ab, in welcher der von der Hohen Behörde vorgelegte Bericht beraten wird. Die Gemeinsame Versammlung ist auch befugt, unter Einhaltung eines qualifizierten Mehrs die Hohe Behörde zum Rücktritt zu veranlassen.

Der *Gerichtshof* ist zuständig für die Auslegung und Anwendung des von der Montan-Union geschaffenen Rechtes. Er besteht aus sieben von den Regierungen ernannten Richtern.

Die Erfahrungen mit dem Instrument der gemeinsamen Bewirtschaftung von Kohle und Stahl sind, soweit sich dies heute schon beurteilen lässt, für die beteiligten Länder im ganzen gesehen positiv. Für die Kohle liegt sie in einer Produktionssteigerung von 217 305 Millionen Tonnen im Jahre 1950 auf 249 092 Millionen Tonnen im Jahre 1956, an der alle Länder mit Ausnahme der Niederlande beteiligt sind. Gestiegen ist auch der Anteil des Austausches an Kohle, woran ebenfalls alle Länder gebend und empfangend beteiligt sind. Im weitern wird der gemeinsame Markt für Kohle und Stahl in die Geschichte eingehen als erster Beitrag an die Verwirklichung der wirtschaftlichen Integration Europas. Bereits ist in dieser Hinsicht ein weiterer folgenschwerer Schritt getan worden durch den Abschluss der Verträge über die europäische Zoll-Union, an der ebenfalls die Montan-Länder beteiligt sind.

Unser Land hat sich allerdings diesen Bestrebungen bisher ferngehalten, da sowohl die Montan-Union als auch die Zoll-Union in ihrem Endziel eine politische Annäherung ihrer Mitgliedstaaten anstreben, was zur Neutralität unseres Landes in Widerspruch stünde. Da die Schweiz ihre traditionellen Handelsbeziehungen zu zahlreichen aussereuropäischen Ländern nicht preisgeben und auf eine selbständige Handelspolitik nicht verzichten kann, gehen die Bestrebungen unserer führenden wirtschaftlichen und politischen Kreise in anderer Richtung, nämlich auf die Schaffung einer europäischen Freihandelszone.

DAS RUHRGEBIET

Das Ruhrgebiet, wie es uns in den folgenden Abschnitten als Musterbeispiel eines Kohlenbergbaugebietes dient, stellt keine geographische, sondern eine wirtschaftliche Einheit dar. Es erstreckt sich zwischen den Unterläufen der beiden rechtsrheinischen Zuflüsse Ruhr und Lippe und umfasst eine Fläche von 4600 Quadrat-

kilometern mit einer Bevölkerung von rund 5,3 Millionen. Dass dieses Gebiet eine enorme Bevölkerungsdichte aufweist, wird durch einen Vergleich mit unserem Lande deutlich, in dem sich die knapp 5 Millionen zählende Bevölkerung auf eine Fläche von 41 000 Quadratkilometern verteilt.

Es ist wohl einzigartig in der Welt, dass sich so nah beisammen nicht weniger als 12 Großstädte befinden:

Essen	698 000	Einwohner
Dortmund	623 000	Einwohner
Duisburg	484 000	Einwohner
Gelsenkirchen	375 000	Einwohner
Bochum	345 000	Einwohner
Oberhausen	242 000	Einwohner
Hagen	181 000	Einwohner
Mülheim (Ruhr)	169 000	Einwohner
Recklinghausen	125 000	Einwohner
Herne	116 000	Einwohner
Bottrop	106 000	Einwohner
Wanne-Eickel	102 000	Einwohner

Sollte die bisherige stürmische Entwicklung anhalten, so werden in wenigen Jahren noch mindestens vier weitere Städte in den Rang von Großstädten (100 000 Einwohner) aufsteigen, nämlich Witten mit 92 000, Castrop-Rauxel mit 84 000, Gladbeck mit 79 000 und Wattenscheid mit 75 000 Einwohnern.

Das Geheimnis des Ruhrgebiets heisst Kohle und Eisen. Da sich die Ruhrkohle zur Herstellung von Hüttenkoks eignet, vermochte sie die Eisenindustrie ins Revier zu ziehen, anderseits machte der Kohlenhunger der Eisenhütten den Bergbau erst gross. Obschon seit einigen Jahrhunderten Kohle an der Ruhr abgebaut wurde, ist die Entwicklung zur industriellen Grosslandschaft noch gar nicht so alt. Sie setzte fast schlagartig um die Mitte des letzten Jahrhunderts ein, als man begann, die Ruhrkohle bergmännisch zu fördern. Sozusagen ohne Uebergang wurde auf diese Weise aus einem jahrhundertelang verträumten Bauernland eine moderne Industrielandschaft, der die Fördertürme der Zechen, die Hochöfen der Hüttenwerke und die Hochbauten der Anlagen der Schwerindustrie das Gepräge geben. Es überrascht jedoch, dass heute noch über die Hälfte der Bodenfläche landwirtschaftlich genutzt wird. Noch vermag das Ruhrgebiet die Hälfte des Milch- und einen Drittel des Getreidebedarfs seiner Bevölkerung selber zu decken. Darum gehört es zu der typischen Eigenart dieser Landschaft, dass wogende Aehrenfelder in unmittelbarer Nähe der industriellen Anlagen zu finden sind.

Dass das Ruhrgebiet sich in ganz verschiedene Industriezentren aufteilt, hängt mit der Art des Kohlenvorkommens zusammen[1]. Im Süden tritt das Steinkohlengebirge an der Ruhr zutage aus. Hier befindet sich die sogenannte Traditionszone, in der nur *Anthrazit*, *Mager-* und *Esskohle* gefördert wird. Die meist kleinen Schachtanlagen haben das Landschaftsbild auch wenig verändert. Nach Norden abfallend, wird das Kohlengebirge von stetig zunehmenden Deckschichten überlagert, die bis zur Lippe eine Mächtigkeit von 700 bis 1000 Metern erreichen. Hier ist das Reich der *Gas-* und *Gasflammkohle*. Weit auseinanderliegende Großschachtanlagen liefern hier der Kohlenchemie die benötigten Riesenmengen von Rohstoffen. Der dazwischenliegenden *Kernzone* des Ruhrgebiets hat mit gegen 70 Prozent der Gesamtförderung die *Fettkohle* die tragende Grundlage gegeben. Kohle und Eisen haben hier die natürliche Landschaft völlig umzugestalten vermocht. Grossschächte und Grosskokereien, Hüttenwerke und Anlagen der eisenverarbeitenden Industrie liessen hier neue Siedlungen entstehen und alte Städte gross werden, deren Aussenquartiere so eng aneinandergrenzen, dass der Besucher kaum merkt, wenn er eine Stadt verlässt und eine neue betritt.

Nach dem heutigen Stand der Technik ist die Ruhrkohle bis auf eine Teufe von 1200 Metern greifbar. Die bis zu dieser Teufe vorhandenen sichern Kohlenvorräte werden auf 65,2 Milliarden Tonnen geschätzt, womit noch siebenmal soviel Kohle vorhanden ist, als bis anhin total abgebaut wurde. Die durchschnittliche Teufe, aus der heute die Kohle gefördert wird, beträgt 760 Meter. Die Kohlenvorkommen verteilen sich auf 57 abbauwürdige und 25 bedingt abbauwürdige Flöze, deren mittlere Mächtigkeit 1,04 Meter beträgt. Abgebaut werden Flöze von 3 Meter Mächtigkeit bis hinunter zu 60 Zentimeter bei steiler Lagerung. Die Jahresproduktion beträgt gegenwärtig rund 120 Millionen Tonnen, was 93 Prozent der Förderung Westdeutschlands und die Hälfte derjenigen der Montan-Union ausmacht. Auf die verschiedenen Kohlenarten verteilte sich die Produktion im Jahre 1955 folgendermassen:

Gasflammkohle	22 911 000	Tonnen
Fettkohle	83 404 000	Tonnen
Esskohle	6 581 000	Tonnen
Magerkohle	3 602 000	Tonnen
Anthrazit	5 024 000	Tonnen
Total	121 522 000	Tonnen

(Zahlen nach Ruhrkohlen-Beratung)

Eine Eigentümlichkeit der Ruhrkohle bildet das *Sortenproblem*. Fast jedes der 57 Flöze führt eine andere Variante Kohle mit besondern Eigenschaften, die sie nur für eine bestimmte Verwendung geeignet machen. Um hier eine möglichst grosse Wirtschaftlichkeit zu erreichen, schlossen sich die 118 Zechen gruppenweise zu *Verkaufsgesellschaften* zusammen, welche ihre Namen «Mausegatt», «Präsident» und «Geitling» von drei mächtigen Hauptflözen des Reviers erhalten haben. Diese Gesellschaften regulieren die Preise und Verkaufsbedingungen und besorgen den Verkauf und Versand der Kohle. Aus der Zusammenarbeit der drei Verkaufsgesellschaften sind gemeinsame Organe, wie die Ruhrkohlen-Beratung, hervorgegangen, die sich für alle Zechen mit Fragen der Brennstofftechnik, Werbung und Marktförderung befasst.

Ein gemeinsames Kennzeichen der Ruhrkohle ist ihre Weichheit, von der lediglich die Gasflammkohle eine Ausnahme macht. Bei der Förderung fällt naturgemäss ein Grossteil als Feinkohle an, welche in dieser Form nur in wenigen Spezialfeuerungen verwendet werden kann. Um den Ansprüchen des Marktes gerecht zu werden, wird die Feinkohle *veredelt*, das heisst brikettiert oder verkokt. Weiterhin ist die geförderte Kohle stark mit Steinen und Schieferbeimengungen, den sogenannten «Bergen», vermischt. In besondern Aufbereitungsanlagen wird sie deshalb von den unbrennbaren Beimengungen getrennt und nach Kornklassen sortiert. 85 Prozent der geförderten Kohlen durchlaufen den *Aufbereitungs-* und *Veredlungsprozess*, der ein sehr weitläufiges Gebiet darstellt.

[1] Die Bedeutung der Kohlenarten und -sorten wird im nächsten Kapitel erklärt.

Und der Mensch? Da in den 142 Schachtanlagen des Ruhrgebietes rund 450 000 Mann beschäftigt sind, verschafft die Kohlenförderung rund 1,5 Millionen Menschen den Lebensunterhalt. Damit wird klar, dass die Kohlenförderung auch vielfältige soziale Probleme mit sich bringt. Ueber den «Kumpel», wie der Bergmann sich selber nennt, und die ihm eigene Welt soll an anderer Stelle dieses Heftes noch eingehender berichtet werden.

DIE KOHLENARTEN UND KOHLENSORTEN

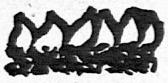
Das Problem der Kohlenklassifikation ist recht kompliziert, da die Einteilung eine andere ist, je nachdem sie vom genetischen, chemisch-physikalischen oder praktischen Gesichtspunkt aus erfolgt. Als Beispiel sei hier erwähnt, dass sich nur schon die Unterscheidung Braunkohle – Steinkohle vom genetischen Gesichtspunkt aus nicht eindeutig vollziehen lässt, da es sowohl im Tertiär echte Steinkohle als auch in älteren Formationen bis hinunter zum Karbon Braunkohle nachweisen lässt. Es kommt im weitern hinzu, dass die Klassifikation auch von den Verhältnissen in den einzelnen Ländern abhängt. Dadurch entsteht eine Menge von Namen, die sich teilweise allgemeiner Geltung und Bedeutung erfreuen, teils aber auch einfach ganz spezielle, lokal vorkommende Arten kennzeichnen. Ein Beispiel hiefür bilden die der Braunkohle zugerechneten Schieferkohlen der Schweiz, die sich nach genauer Prüfung vom chemisch-physikalischen Gesichtspunkt aus als torfartig erweisen.

Eine Einteilung, die sich sowohl vom wissenschaftlichen als auch vom praktisch-wirtschaftlichen Standpunkt aus in einigermassen befriedigender Weise halten lässt, ist diejenige nach der *Hiltschen Regel.* Diese sagt aus, dass der Gasgehalt, das heisst der Gehalt an flüchtigen Bestandteilen, in ein und derselben Ablagerung nach der Teufe zu abnimmt. Das hat dazu geführt, dass zum Beispiel im Ruhrgebiet von unten nach oben folgende Kohlenarten unterschieden werden:

Anthrazit
Magerkohle
Fettkohle
Esskohle
Gas- und Gasflammkohle

Betrachtet man einen Brennstoff vom Standpunkt des Nutzungswertes aus, so wird er bestimmt durch dessen physikalische und chemische Eigenschaften. Wichtige *physikalische* Merkmale der Steinkohle sind die *Körnung,* die *spezifische Oberfläche,* das *spezifische Gewicht,* das *Schüttgewicht,* die *Festigkeit* und die *Mahlbarkeit. Chemische* Eigenschaften, die noch in vermehrterem Masse als die physikalischen die Verwendbarkeit der Kohle beeinflussen, sind der *Wassergehalt,* der *Aschengehalt,* die *flüchtigen Bestandteile,* der *Schwefelgehalt,* der *Aschenschmelzbereich* und der *Heizwert.*

ARTEN UND EIGENSCHAFTEN DER RUHRBRENNSTOFFE

Kohlenart	*Flüchtige Bestandteile*	Aussehen und Festigkeit	Verbrennungscharakter	Heizwert	Verwendungszweck
Gasflammkohle	% 40—35	mattschwarz, im Bruch oft scharfkantig und würfelig Festigkeit: sehr hart gute Lagerkohle	sehr langflammig stark rauchend und russend schneller Abbrand, niedriger Zündpunkt	7100-7600 Kcal/kg	Dampfkessel Glashütten Ziegeleien Schmiede-, Wärm- und Ringöfen Gaswerke Generatoren
Fettkohle	30—20 (28—19)	mattschwarz bis mattglänzend und streifig Festigkeit: weich und brüchig	mittelflammig geringere Rauchentwicklung ziemlich rascher Abbrand, niedriger Zündpunkt	7400-7900 Kcal/kg	Kokserzeugung in Zechenkokereien, Gaswerken Dampfkesseln auf der Esse in Lokomotiven und Lokomobilen im Gewerbe
Esskohle	20—10	mattschwarz bis mattglänzend Festigkeit: ziemlich weich	kurzflammig rauchlos, geringe Brenngeschwindigkeit, etwas höherer Zündpunkt	7700-7900 Kcal/kg	gewerbliche Feuerungen Brikettfabriken Kochherde Hausbrand Unterwind-Rostfeuerungen Staubfeuerungen
Magerkohle	19—10				
Anthrazit	10—15	schwarzglänzend im Bruch scharfkantig Festigkeit: hart	ganz kurze Flamme, vollkommen rauchlos, langsame Verbrennung, höherer Zündpunkt 	7600-8000 Kcal/kg	Hausbrand Brikettfabriken Karbid- und Elektrodenherstellung

Massgebend für die Einteilung in *Arten* sind bei der Kohle, wie bereits erwähnt, deren Gehalt an *flüchtigen Bestandteilen*. Diese wiederum sind abhängig vom Anteil an Wasserstoff und Sauerstoff. Bei der thermischen Zersetzung (Erhitzung unter Luftabschluss) werden die flüchtigen Bestandteile in Form von *Gas* und *Dampf* frei, während annähernd reiner Kohlenstoff in fester Form als «Koks» zurückbleibt. Ueber die Eigenschaften und die Verwendungsmöglichkeiten der im Ruhrgebiet geförderten Kohle gibt die vorstehende Tabelle Aufschluss.

Nimmt man nun noch hinzu, dass Holz 70—80 Prozent, Torf 65—70 Prozent und Braunkohle 45—55 Prozent flüchtige Bestandteile der wasser- und aschefreien Substanz enthalten, so zeigt es sich, dass innerhalb der Ahnenreihe vom Holz bis zum Anthrazit eine stete Abnahme des Gehaltes an flüchtigen Bestandteilen eintritt. Sie erklärt sich damit, dass bei fortschreitender *Inkohlung* die Elemente Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff beständig abnehmen, der Anteil an Kohlenstoff dagegen beständig zunimmt, wenn der Gehalt an flüchtigen Bestandteilen sich vermindert, allerdings nicht direkt proportional, wie dies die Tabelle auf Seite 965 zeigt.

Auf die *Abbaumenge* verteilen sich im Ruhrgebiet die verschiedenen Kohlenarten folgendermassen:

Flamm-, Gasflamm- und Gaskohle	rund 22 Prozent
Fettkohle	rund 59 Prozent
Esskohle	rund 15 Prozent
Magerkohle und Anthrazit .	rund 4 Prozent

Bemerkenswert ist der hohe Abbauanteil an *Fettkohle*, also derjenigen Kohlenart, die in grösstem Ausmass als Feinkohle zur Kokserzeugung in den Zechenkokereien Verwendung findet, aber auch als Brennstoff für Dampfkessel jeder Art in den Industrien für feuerfeste Steine und in gewerblichen Grossbetrieben geschätzt wird.

Als *Sorte* werden innerhalb der Kohlenarten die Stücke verschiedener *Korngrösse* unterschieden. Ueber die handelsüblichen Kornklassen gibt die nachstehende Tabelle Aufschluss:

Kohlenstaub . . } Feinkohle . . . }	unter 6 mm Korngrösse
Nuss 5 . . .	10— 6 mm Korngrösse
Nuss 4 . . .	20—10 mm Korngrösse
Nuss 3 . . .	30—20 mm Korngrösse
Nuss 2 . . .	50—30 mm Korngrösse
Nuss 1 . . .	80—50 mm Korngrösse
Stückkohlen . .	über 80 mm Korngrösse

Was für Korngrössen gewonnen werden, ist einmal durch die Art der Kohle bis zu einem gewissen Grade bestimmt, kann jedoch durch das Gewinnungsverfahren und die Aufbereitungsart beeinflusst werden. So ist es durchaus möglich, gröbere Kohle zu zerkleinern und dadurch eine kleinere Nussgrösse zu erzielen. Allerdings tritt dabei durch den vermehrten Anfall an Feinkohle eine gewisse Wertverminderung des aufbereiteten Kohlenquantums ein. Anderseits gehört es mit zum Sortenproblem der Ruhrkohle, dass fast die Hälfte der geförderten Kohle, nämlich 47,61 Prozent, in gewaschener Feinkohle besteht. Um diese rationell zu verwenden, ist es nötig, sie in *Stückform* zu bringen. Dies geschieht entweder durch *Verkokung* oder *Brikettierung*.

Bei der *Brikettierung* wird die Feinkohle gewaschen, dann in drehbaren Trommeln in Trockenöfen durch das Durchstreichen heisser Feuergase getrocknet, in Schleudermühlen mit Pech innig vermischt, in Knetwerken vermittels Dampfes knetfähig gemacht und dann den Brikettpressen zugeführt. An Brikettgrössen unterscheidet man Nuss-, Eiform-, Würfel- und Stückbriketts, letztere im Gewicht von 1 bis 10 kg. Dagegen werden die bei uns im Hausbrand häufig verwendeten Union-Briketts aus Braunkohle hergestellt.

Die Kohle des uns als Beispiel dienenden Ruhrgebiets zeichnet sich durch eine seltene Mannigfaltigkeit aus. Dies ist einerseits entschieden ein Vorzug, erlaubt doch das Nebeneinander verschiedenster Kohlensorten ebenso zahlreiche Verwendungsmöglichkeiten. Auf der andern Seite macht die grosse Zahl von Arten und Sorten die Ruhrkohle empfindlich gegen Marktschwankungen. Ist in bezug auf die Sorte noch eine gewisse Möglichkeit der Anpassung an die Wünsche der Abnehmer vorhanden, so ist eine Variierung des Förderprogramms in der einzelnen Zeche hinsichtlich der Art nicht möglich. Die Flöze müssen aus Gründen der Wirtschaftlichkeit und Sicherheit in der Reihenfolge abgebaut werden, in der sie sich darbieten, also von oben nach unten. Das Auseinanderklaffen von Angebot und Nachfrage erfordert eine besonders sorgfältige Planung und Lenkung im Kohlenbergbau und hat zum Zusammenschluss der Zechen geführt, wie sie im letzten Kapitel dargestellt wurde.

ZUNEHMENDE MECHANISIERUNG UNTER TAGE

Obschon der Mechanisierung in einem Revier mit verhältnismässig geringer Flözmächtigkeit, wie sie das Ruhrgebiet darstellt, Grenzen gesetzt sind, unternimmt man heute alle Anstrengungen in dieser Richtung. Gründe sind der Abbau in immer grösserer Teufe, der zunehmend schwierigere Betriebsverhältnisse mit sich bringt, die Produktionssteigerung, die bis 1975 40 Millionen Tonnen Kohle mehr im Jahr ausmachen soll, und schliesslich das Streben, den Bergmann von schwerer körperlicher Arbeit zu entlasten, um seinen Beruf leichter zu machen. Auf diesen Punkt soll noch zurückgekommen werden.

Vom Einsatz leistungsfähiger Maschinen für die Förderung innerhalb der Flözstrecke und den Bergeversatz war schon die Rede, weshalb hier noch kurz diejenigen für den eigentlichen Abbau geschildert werden sollen. Im grossen ganzen unterscheidet man bei der mechanisierten Kohlengewinnung das *schälende* und das *schneidende* Verfahren.

Zum ersteren zählt der *Kohlenhobel*, der sich für die Gewinnung weicher Fett- und Esskohle bei gleichmässig flacher Lagerung eignet. An Ketten wird vermittels Maschinenkraft der Kohlenhobel längs des Flözes hin und her bewegt. Bei jedem Durchgang trennt der Hobel einen 5 bis 30 cm dicken Span ab und lädt die niederbrechende Kohle vermittels einer Art Pflugschar in den Doppelkettenförderer, der weiter oben beschrieben wurde. Der die Maschine bedienende Bergmann hat nichts anderes zu tun, als den Hobel zu überwachen und zu steuern, sowie für den Ausbau zu sorgen.

Die unter den schneidenden Abbaumaschinen am meisten verwendete ist die *Schrämmaschine* oder *Schräm-*

lademaschine. Als Schrämen bezeichnet man einen Schlitz von etwa 15 cm Höhe und 60 bis 100 cm Tiefe, der zumeist horizontal unten in das Flöz hineingefräst wird. Das Flöz wird dadurch so weit gelockert, dass die Kohlen brockenweise herunterfallen und von einer der Schrämmaschine nachfolgenden Ladevorrichtung in den Förder gefüllt werden. Auch die Schrämmaschine kann heute erst in flacher, gleichmässiger Lagerung eingesetzt werden und eignet sich vorzüglich auch für den Abbau harter Kohlenarten.

Der Abbau vermittels Maschinen ist nur möglich unter der Bedingung, dass zwischen Maschine und Flöz sich keine Stempel befinden. Zur Mechanisierung gehört darum der beständig zunehmende Einsatz neuartiger *Ausbaumethoden* mit Hilfe von Stahl- und Leichtmetallelementen, welche das Lösen der Kohle in sogenannter *stempelfreier Front* ermöglichen. Um auch hier den hohen Anteil an Handarbeit zu verringern, bemüht sich die Bergbautechnik, durch das Mittel der Hydraulik auch den Strebausbau in vermehrtem Masse zu mechanisieren.

Wenn eingangs des Kapitels erwähnt wurde, dass der Mechanisierung unter Tage zufolge der geologischen Gegebenheiten des Ruhrgebietes Schwierigkeiten entstehen, muss hier immerhin festgestellt werden, dass die Zahl der Hobelbetriebe allein vom Dezember 1956 bis zum Mai 1957 von 95 auf 125 zunahm. Rund 100 Untertagebetriebe arbeiteten 1956 mit schneidenden Gewinnungsmaschinen mit einer arbeitstäglichen Förderung von über 40 000 Tonnen, was rund 10 Prozent der gesamten Steinkohlenförderung des Reviers entspricht. Rechnet man die sogenannten halbmechanisierten Betriebe hinzu, worunter die Verwendung moderner Fördermittel in stempelfreier Front in Verbindung mit dem Lösen der Kohle durch Abbauhämmer verstanden wird, so ergibt sich eine Kapazität von über 150 000 Tonnen täglich, was fast 38 Prozent der Gesamtförderung ausmacht.

DIE BEWETTERUNG DER GRUBE

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass durch den einen der Hauptschächte die verbrauchten Wetter vermittels Ventilatoren abgesogen werden, was bewirkt, dass durch den andern die frischen Wetter in die Grube strömen. Der Luftstrom erreicht zunächst auf direktem Weg den tiefsten Punkt der Grube und bestreicht, von dort aufsteigend, das ganze Grubengebäude. Aus zwei verschiedenen Gründen ist der Luftbedarf einer Grube ausserordentlich gross: Die Frischluftzufuhr ermöglicht dem Bergmann den Aufenthalt tief unten im Erdinnern und setzt zugleich die Gefahr von «schlagenden Wettern», das heisst Explosionen, auf ein Mindestmass herab.

Dem Bergmann dient die Bewetterung damit, dass sie ihm den für die Atmung notwendigen Sauerstoff zuführt, aber auch die seiner Gesundheit schädlichen Gase, wie Grubengas und Kohlensäure, verdünnt und fortspült. Im weitern hält sie die Temperatur, die pro 30 Meter zunehmender Teufe um etwa 1 Grad zunimmt, in erträglichen Grenzen. Alle Umstände zusammen führen dazu, dass die Frischluftzufuhr ein Vielfaches der vom Bergmann für die Atmung benötigten 20 Liter Frischluft pro Minute erfordert. Nach den Vorschriften der Bergämter beträgt sie 2000 Liter pro Minute und Kopf; doch die Zechenleitungen sorgen von sich aus noch für eine wesentlich grössere Menge: Pro Minute und Kopf strömen bis 10 000 Liter Frischluft in die Grube. Dies erklärt auch, warum in den Gruben ein anhaltender spürbarer Luftzug besteht, der sich in den Hauptförderstrecken zu einem kräftig wehenden Wind steigert.

Die gleichmässige Wetterführung in einer Grube bildet ein Problem für sich, das nicht leicht zu lösen ist. Die Luftmassen, die durch die Grube strömen, richten sich nach dem Widerstand, auf den sie stossen, und dieser ist seinerseits abhängig vom Querschnitt, der Länge und dem Ausbau der bestrichenen Stollen. Um zu erreichen, dass die Luft auch die abgelegensten Betriebspunkte erreicht, wird sie durch den Einbau von *Wettertüren* kanalisiert. Von diesen sind jeweilen mehrere hintereinander angebracht, damit beim Durchfahren der Kohlenzüge immer wenigstens eine geschlossen ist. Besonders wichtig sind die *Wetterschleusen,* die auf diese Weise entstehen, in den Hauptquerschlägen, denn hier könnte durch die direkte Verbindung zwischen Ein- und Auszugsschacht leicht ein Wetterkurzschluss entstehen, der an sich noch keine Katastrophe, aber doch eine immense Gefahrenquelle darstellen würde.

SCHLAGENDE WETTER UND BERGSCHÄDEN

Von *schlagenden Wettern* hat wohl jedermann schon etwas gehört. Es sind dies die gefürchteten *Kohlenstaubexplosionen,* die dadurch entstehen, dass sich an allen Abbaupunkten feinster *Kohlenstaub* bildet, der durch den Luftzug und die Kohlenförderung fortgetragen wird. Vermischt mit Luft, verbrennt er, wenn irgendwo ein Funke entsteht, nicht langsam, sondern explosionsartig. Durch den Kohlenstaub, den die erste Explosion aufwirbelt, entsteht eine ganze Kette von weitern Explosionen, die in Sekundenschnelle im ganzen Grubengebäude verheerende Folgen hervorruft. Um dies zu verhindern, wird das ganze Grubengebäude mit unbrennbarem Gesteinsstaub bestreut, der den Kohlenstaub zudeckt und bindet. Die Entstehung einer Kettenexplosion wird im weitern durch besondere Sicherheitseinrichtungen von verblüffender Einfachheit verunmöglicht. Es sind dies die *Gesteinsstaubschranken* (siehe Bild 5), die in gewissen Abständen an der Stollendecke angebracht sind. Entsteht einmal an irgendeinem Punkt eine Primärexplosion, so rieselt zufolge des Luftdruckes ein dichter Staubschleier zu Boden, wodurch die dem Luftstoss nachfolgende Stichflamme erstickt wird.

Ein anderer grosser Feind des Menschen ist der *Bergdruck.* Auch durch den sorgfältigsten Ausbau und Versatz lässt es sich nicht verhindern, dass Bewegungen im Steinkohlengebirge und den darüberliegenden Massen des Deckgebirges entstehen, die sich bis an die Erdoberfläche fortsetzen. Dort bringen sie Häuser zum Einsturz, Schienen zum Verbiegen, Wasser- und Gasleitungen zum Bersten. Die Schäden, die auf diese Weise entstehen, belasten die schadenersatzpflichtigen Zechen in ausserordentlicher Weise. Jede Tonne Kohle, die gefördert wird, ist zu 0.70 DM mit Bergschäden behaftet, was bei einer jährlichen Gesamtförderung von 120 Millionen Tonnen 84 Millionen DM ausmacht. Rechnet man hiezu noch die Aufwendungen für die Korrektur an der Aenderung des Grundwasserspiegels, die heute einen Anteil von 40 Prozent ausmachen, so ergibt sich eine jährliche Belastung von 120 Millionen DM, die der Ruhrbergbau zu tragen hat.

Um die unliebsamen Ueberraschungen durch die Senkungen auf ein Minimum zu beschränken, haben die Bauingenieure der Ruhr ganz neue Wege beschritten. Mehrstöckige Häuser in gefährdeten Betrieben werden heute auf Eisenbetonroste oder in geschlossene Betonwannen gesetzt, weitläufige Gebäude unterteilt und mit Trennfugen versehen, damit jeder Hausteil für sich den Bodenbewegungen folgen kann. Schwierige Probleme wirft das sinkende Land auch für die Wasserläufe und Schiffahrtswege auf. Da sich der Wasserspiegel nicht mitsenkt, müssen immer wieder die Dämme erhöht und die Brücken gehoben werden. Schon zweimal musste die Mündung der Emscher in den Rhein kilometerweit nach Norden verlegt werden; ist jedoch einmal das natürliche Gefälle vollständig aufgezehrt, so gibt es nichts anderes mehr, als mit Hilfe von Pumpenanlagen das Wasser zum Abfliessen zu bringen.

Einen Lichtblick bieten diese Landabsenkungen aber doch, und zwar im Kohlenverschiffungshafen der Ruhr, Duisburg-Ruhrort, welcher der grösste Binnenhafen Europas ist. Bis vor kurzer Zeit wurde dieser vor dem Absinken geschützt durch den Verzicht des Abbaus der unter ihm liegenden Kohlenflöze. Nun leidet jedoch dieser Hafen daran, dass sich seit seinem Bau der Rheinspiegel zufolge Erosion um 2 Meter senkte und der Wasserspiegel in den Hafenbecken so niedrig geworden ist, dass die Schiffe oft nur noch zur Hälfte beladen werden können. In dieser Situation haben die Ingenieure den kühnen Gedanken gefasst, den Hafen künstlich zum Absinken zu bringen durch den Abbau der unter ihm liegenden Kohlenflöze, mit welcher Arbeit in 170 Meter Tiefe bereits begonnen wurde.

Nicht minder intensiv ist der Kampf gegen den Bergdruck im Grubeninnern selbst. Wenn auch die Geologen imstande sind, die Senkungen in grossen Zügen im voraus zu berechnen, so kommt es doch sozusagen täglich an irgendeiner Stelle des Grubengebäudes zu unliebsamen Gebirgseinbrüchen. Nicht nur von oben drückt das Gebirge, sondern auch von der Seite her oder stösst sogar vom «Liegenden» her auf. In diesen Situationen entsteht ein Wettrennen mit der Zeit, um die niederbrechenden Gesteinsmassen noch rechtzeitig durch den Einbau zusätzlicher Stempel und Stahlträger aufzuhalten. Dieser Kampf gegen den Berg gehört zum täglichen Brot der Bergleute, und nicht selten wird einer dabei verletzt oder erleidet den Bergmannstod. Nicht zu Unrecht gilt darum der Beruf des Bergmannes als einer der gefährlichsten Berufe.

DER WASSER- UND ENERGIEHAUSHALT DER ZECHE

Um die Probleme des *Wasserhaushaltes* eines Steinkohlenbergwerkes richtig verstehen zu können, müssen wir davon ausgehen, dass der Kohlenabbau in Schachtanlagen erst dann möglich wurde, als genügend starke Pumpen gebaut werden konnten, um das Grubenwasser an die Oberfläche zu pumpen. Noch heute stellt es an die Ingenieurkunst keine geringen Anforderungen, an ungünstigen Stellen Schächte durch das zerklüftete Gebirge hindurch abzuteufen, dabei Schichten von Schwemmsand, Mergel, Schiefer, porösem Gestein und Wasseradern zu durchstossen. Damit man in wasserhaltigen Zonen überhaupt weiterkommt, wendet man heute das *Gefrierverfahren* an, durch das der nasse Sand vermittels Kälte, die von oben mit Kälteröhren zugeführt wird, gefroren wird, bis der Schacht fertig ausgemauert ist.

Woher stammt nun das viele Wasser, das eine Grube in kurzer Zeit ersäufen würde, wenn es nicht herausgepumpt würde? Im Grunde genommen wirken die Schächte und Stollen genau gleich wie die Drainageröhren bei einer Sumpfentwässerung, indem sie die wasserhaltigen Schichten anzapfen und die Wasser in einem grossen Umkreis sammeln. Darum ist es nötig, sie in der Ausdehnung des ganzen Grubengebäudes zu sammeln, sie auf jeder Sohle zu kanalisieren und in ein grosses, «Sumpfstrecke» genanntes Sammelbecken am untern Ende des Hauptschachtes zu leiten. Nachdem das Wasser hier seinen Schlamm abgesetzt hat, wird es durch starke elektrische Pumpen zutage gedrückt. Tag und Nacht müssen die Pumpen in Betrieb gehalten werden und eine Wassermenge an die Erdoberfläche befördern, die gewichtsmässig der Kohlenförderung nahekommt, sie in ungünstigen Fällen sogar übertrifft.

Auf der andern Seite gehört eine Grube zu den industriellen Betrieben, die selbst *Grosswasserverbraucher* sind. So wird vom gesamten Wasserverbrauch des Ruhrgebietes nicht weniger als ein Drittel von den Kohlenzechen beansprucht. Leider sind der Verwendung des grubeneigenen Wassers ziemlich enge Grenzen gesetzt, da vielenorts im Revier das Wasser in grösserer Teufe einen hohen Salzgehalt aufweist.

Nicht weniger eindrücklich ist der Eigenbedarf an *Energie* einer Steinkohlenzeche. Energie wird an jedem der vielen Hunderten von Betriebspunkten gebraucht, sei es in Form von *elektrischem Strom* oder von *Druckluft*. Man betrachte einmal die verwirrende Fülle von Rohr- und Kabelleitungen, die den Stollenwänden entlang geführt werden (siehe Bilder 4 und 5). Der Grubenbetrieb, der selber ja nichts anderes darstellt als ein Energielieferant, ist in der glücklichen Lage, seinen Energiebedarf aus eigenen Mitteln zu decken. Nach der Kohlenwäsche, von der noch die Rede sein wird, bleibt ein mit Steinen durchsetztes Mittelgut zurück, das zum Verkauf ungeeignet, aber durchaus nicht wertlos ist. Diese zweitklassige Kohle ist der Energiespender für den Eigenbedarf und wird in Kesselhäusern verfeuert. Mit dem erzeugten Dampf wird in der Kraftzentrale der Grube elektrischer Strom oder Druckluft erzeugt und strömt so als in Energie verwandelte Kohle an den Ort ihrer Herkunft zurück.

Dr. *Paul Frey*

Kleine Mitteilungen

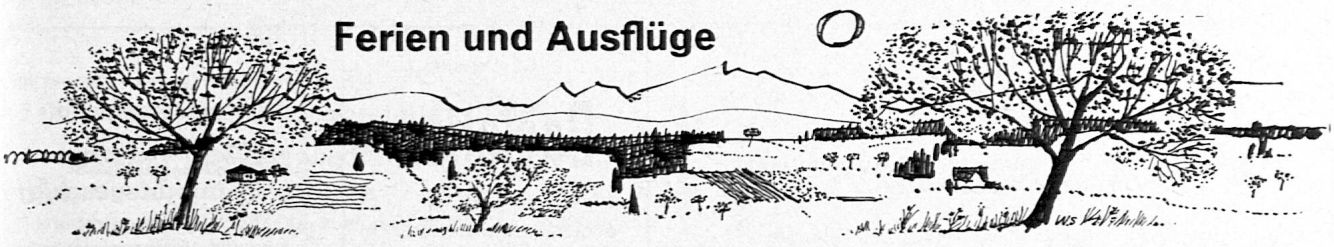
Stationslehrlinge für die Schweizerischen Bundesbahnen
(Mitgeteilt)

Die Schweizerischen Bundesbahnen werden im Frühjahr 1959 eine Anzahl Stationslehrlinge einstellen, und zwar solche im Alter von 17 bis 25 Jahren mit guter schulischer Vorbereitung (Verkehrs-, Handels- oder gleichwertige Schule) und dann auch jüngere, mindestens aber 15jährige, die direkt aus der Volksschule (Sekundar-, Bezirks- oder gleichwertige Schule) kommen. Diese letztern haben eine drei- statt zweijährige Lehrzeit durchzumachen. Weitere Auskunft erteilen die Betriebsabteilungen der SBB in Lausanne, Luzern und Zürich.

«Spinnen und Weben», Gesamtunterricht im 2. Schuljahr

Bei diesem Artikel, der in unserer Nummer 34 erschien, wurde aus Versehen der Name der Verfasserin nicht mitgeteilt, was hiermit nachgeholt sei. Er stammt von Christina Weiss, Uebungsschullehrerin in Bern.

Ferien und Ausflüge



Graubünden

Skihaus Heuberge, Fideris
Gutgeführtes, heimeliges Haus mit elektr. Licht und Zentralheizung. Wunderschönes Uebungs- und Tourengebiet, direkt an der Parsennroute nach Fideris, Jenaz und Langwies, Mattlishorn, Heuberge. Günstiger Pensionspreis. Kurse und Gruppen haben Ermässigung. Höflich empfiehlt sich der Besitzer: **C. Bühler-Niggli,** Tel. (081) 5 43 05, wenn keine Antwort 5 43 58.

Ein Ziel für Ihre diesjährige Schulreise? Wählen Sie

Gotschnagrat – Klosters

Eine Fahrt mit der Luftseilbahn — welche Attraktion für Ihre Schüler! Stark reduzierte Fahrpreise. Wanderungen in beliebigen Varianten. Bergrestaurant.

Verlangen Sie bitte Vorschläge und Prospekte bei der **Betriebsleitung der Luftseilbahn Klosters—Gotschnagrat—Parsenn, Klosters,** Tel. (083) 3 83 90.

Ostschweiz

Weesen-Fly

Gasthaus Frohe Aussicht
an der Wegabzweigung Amden-Betlis. Grosse, schattige Gartenwirtschaft, eigener Badestrand. Gut bürgerliche Küche. **Familie Hefti,** Tel. (058) 4 51 11

KLÖNTAL / GL
Gasthaus Rhodannenberg
vorn am See, 850 m, Postauto

Butterküche, eigene Landwirtschaft, Klöntalfische, Massenlager. Für Schulen und Vereine Spezialarrangements.
Telephon (058) 5 20 42 H. Ginsig

Schulreisen und Vereinsausflüge

Die

Rorschach-Heiden-Bergbahn

führt in ideale Ausflugs- und Wandergebiete

Schweiz. Schulreise- und Gesellschaftstarif

Für Fahrten auf dem Walensee
mit den Schiffen: **Motorschiff «Quinten», etwa 80 Personen; Motorboote «Seestern» u. «Libertas», je 30 Personen.** — Verlangen Sie Offerte und Prospekte von **Fritz und Julius Walser, Quinten,** Tel. 085/8 42 68 oder 8 42 74.

Tessin

Intragna Antica Osteria Bustelli
Beliebter Ferien- und Ausflugsort

Pension und Restaurant. Frisch renoviert. Pensionspreis von Fr. 12.— an. Zimmer mit Frühstück Fr. 6.50.
Tel. (093) 8 51 07. Höfl. Empfehlung: **O. Gattiker,** sen.

Zentralschweiz

Hotel-Restaurant Rosengarten, Brunnen
Bahnhofstrasse Der Treffpunkt der Schulen!
Aus Küche und Keller nur das Beste. — Grosser Restaurationsgarten. **G. Vohmann,** Tel. (043) 9 17 23

Zürich

MEILEN **Hotel Löwen**
Nächst der Fähre. Altrenommiertes, gutgeführtes Haus. Grosse und kleine Säle für Vereine und Gesellschaften, **Schulausflüge** und Hochzeiten. Erstklassige Küche und Keller. Prächtiger Garten direkt am See, Stallungen.
Telephon 92 73 02. **F. Pfenninger**

Nordwestschweiz und Jura

Die Schulreise mit der Birseckbahn ein Genuss!

Sie erschliesst eine Reihe von Tourenmöglichkeiten und Ausflugszielen, wie neues Schlachtdenkmal in Dornachbrugg, Schloss Reichenstein, Schloss Birseck, Ruine Dornach, Gempenfluh u. a.
Schöne neue Wanderwegkarte «Dornach—Arlesheim».

Mit der elektrifizierten

Waldenburgerbahn

erreichen Sie auf Ihren **Ausflügen** die schönsten Gegenden des Bölchens, des Passwanggebietes, der Waldweid und Langenbruck. Herrliche Spazierwege.

Zu verkaufen in Goldingen SG, an der Grenze von Wald ZH freistehendes

Ferienhaus

mit Zentralheizung, Elektroküche. 10 Zimmer plus Platz für weitere Zimmer, Nebengebäude, geeignet für Massenlager. Areal 7,5 Aren. Prächtige Sicht, Kurgebiet. Liegenschaft passend als Kinderheim oder Ferienhaus. Preis Fr. 77 000.—.
Offerten unter Chiffre P 42795 Z an Publicitas, Zürich 1.

WILD
HEERBRUGG

Gesucht

wissenschaftlicher Mitarbeiter im Aussendienst
(USA, Zentral- und Südamerika)

Anforderungen: praktische Kenntnisse in Mikroskopie
Vorbildung: Biologie, Chemie oder Medizin

Ausführliche Offerten sind zu richten an das **Personalbüro der Wild Heerbrugg AG, Heerbrugg SG.**

Kantonales Technikum Burgdorf

Zu Beginn des Wintersemesters 1958/59 ist die nebenamtliche

Lehrstelle

für die Unterrichtsfächer **Freihandzeichnen, angewandte darstellende Geometrie** (Konstruktive Perspektive) **und Modellieren** neu zu besetzen. Als Bewerber kommen Zeichenlehrer oder Künstler mit entsprechender Ausbildung in Frage.

Handgeschriebene Anmeldungen sind unter Beilage von Zeugnisabschriften und unter Angabe des Bildungsganges und der bisherigen Tätigkeit bis zum **15. September 1958** an die **Direktion des Kantonalen Technikums in Burgdorf** einzureichen. Weitere Auskunft erteilt die Direktion.

Die **Schulgemeinde Reute AR** sucht

infolge Demission des langjährigen Inhabers dieser Stelle für die Halbtagsschule Mohren (5—6 Klassen)

einen Primarlehrer (-in)

mit Amtsantritt per 15. Oktober 1958. Anmeldungen sind zu richten bis **15. September an den Präsidenten der Schulkommission, Herrn P. Klee,** Tel. (071) 9 15 25, der auch über Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse nähere Auskunft erteilt. **Die Schulkommission**

Neue Mädchenschule Bern
Waisenhausplatz 29 Tel. (031) 9 48 51

Infolge Rücktrittes der gegenwärtigen Stelleninhaberin ist auf Beginn des Wintersemesters 1958/59 (evtl. auf Beginn des Schuljahres 1959/60) die Stelle einer

Sekundarlehrerin

sprachlich-historischer Richtung

neu zu besetzen. Interessentinnen mit bernischem Sekundarlehrerpatent oder gleichwertigen Ausweisen wollen sich unter Beilage von Zeugnissen, Ausweisen und Lebenslauf **bis spätestens 15. September bei der Direktion der Schule** anmelden, wo auch jederzeit Auskünfte erteilt werden. Beitritt zur Bernischen Lehrerversicherungskasse obligatorisch. Besoldung nach Reglement.

Bern, 23. August 1958 **Der Direktor: H. Wolfensberger**

Wir erteilen

Darlehen

- ohne Bürgen
- ohne komplizierte Formalitäten
- ohne Anfrage beim Arbeitgeber oder bei Verwandten

Absolut diskrete Behandlung zugesichert

Bank Prokredit - Zürich
Talacker 42

Wo
erhalten Sie den Prospekt für
Krampfadernstrümpfe?

SCHWÄGLER
Sanitätsgeschäft
Zürich Seefeldstrasse 4

Beschwingt und klar

Handbuch des Schreibunterrichts für alle Schuljahre, 128 S., Fr. 9.—
Im Buchhandel oder vom Verfasser H. Gentsch, Uster ZH

Occasions-Couverts
alle Grössen und Ausführungen, einzig billig bei
Fr. Huber AG, Muri (Aargau)

Gesucht (20. Okt. bis 8. Nov.)

Stellvertreter

Franz., Ital., Deutsch f. Welsche. Evang. Lehranstalt Schiers. Zwei Zimmer (intern) zur Verfügung. Näheres bei **Dr. P. Jäggli, ELA, Schiers** (Tel. 5 31 91).

Primarschule Sirnach

Auf Beginn des Wintersemesters 1958/59 (20. Oktober) evtl. Frühjahr sind

2 Lehrstellen

eine an der Unterstufe und eine an der Oberstufe, neu zu besetzen. Lehrer evangelischer Konfession richten ihre Anmeldung unter Beilage der üblichen Ausweise baldmöglichst an den **Schulpräsidenten, Pfr. Alois Roveda.** Tüchtige Bewerber mit ausserkantonalem Patent können ebenfalls berücksichtigt werden. Eventuell käme auch Stellvertretung für das Wintersemester in Frage.

Sirnach, den 22. August 1958
Primarschulvorsteherschaft Sirnach TG

Stellenausschreibung

An der **Mädchenrealschule Basel** (5.—8. Schuljahr) ist auf den 1. April 1959

1 Lehrstelle für Singen

zu besetzen.

Bewerber müssen im Besitz eines Gesanglehrerdiploms sein. Wünschenswert: Mittellehrerdiplom mit zwei wissenschaftlichen Fächern und Gesang als drittes Fach.
Die Besoldungs- und Pensionsverhältnisse sowie die Witwen- und Waisenversicherung sind gesetzlich geregelt.

Anmeldungen sind bis zum **17. Dezember 1958 der Rektorin der Mädchenrealschule, Fräulein Dr. Hauri, Münsterplatz 19, Basel,** einzureichen. Dem Bewerbungsschreiben sind beizulegen: ein handgeschriebener Lebenslauf und Bildungsgang, Diplome oder deren beglaubigte Abschriften und Ausweise über die bisherige Tätigkeit.
Auf Verlangen erteilt das Rektorat Interessenten nähere Auskunft über die Anstellungsverhältnisse.

Erziehungsdepartement Basel-Stadt

Freie Beamtenlehrstellen beim Stationsdienst

Die **Schweizerischen Bundesbahnen** stellen im Frühjahr 1959 **Stationslehrlinge** ein. Die Bewerber müssen Schweizer Bürger sein und sich in körperlicher, gesundheitlicher und geistiger Hinsicht für den Eisenbahndienst eignen.

Die Lehrzeit dauert:

— **zwei Jahre** für 17- bis 25jährige Bewerber, welche eine Verkehrs-, Handels- oder gleichwertige Schule erfolgreich besucht oder eine entsprechende Berufslehre bestanden haben und genügende Kenntnisse einer zweiten Landessprache besitzen;

— **drei Jahre** für 15- bis 17jährige Bewerber, welche eine Sekundar- (nicht Primaroberklasse), Bezirks- oder gleichwertige Schule mit gutem Erfolg besucht haben.

Die **handgeschriebene Anmeldung** ist bis **Ende September 1958 an eine der Betriebsabteilungen der SBB in Lausanne, Luzern oder Zürich** zu richten. Es sind beizulegen der Geburts- oder Heimatschein, eine Photographie, die Schulzeugnisse und allfällige Ausweise über eine praktische Tätigkeit nach Schulaustritt.

Bern, September 1958 **Generaldirektion der SBB**

Gewerbeschule Solothurn

Unter Vorbehalt der Genehmigung durch die Einwohnergemeindeversammlung wird auf Beginn des Schuljahres 1959/60 (etwa Mitte April 1959) die Schaffung einer neuen

Hauptlehrerstelle für geschäftskundliche Fächer

beschlossen.

Erfordernisse: Primar- oder Sekundarlehrerpatent, Absolvierung des Jahreskurses zur Ausbildung von Gewerbelehrern, mehrjährige Praxis als Lehrer, wenn möglich Unterrichtserfahrung an einer Gewerbeschule.

Anstellungsbedingungen: Wohnsitznahme in der Stadt Solothurn; Beitritt zur Lehrerpensionskasse; wöchentliche Pflichtstundenzahl 30; Gehalt Fr. 11 770.— bis 13 375.—, Maximum erreichbar in 10 Jahren. Praxisjahre werden angemessen berücksichtigt. Zu obigen Ansätzen kommt noch eine Teuerungszulage von gegenwärtig 36 %. Kinderzulage Fr. 240.— pro Kind und Jahr.

Interessenten mögen ihre schriftliche Anmeldung unter Beilage aller Zeugnisse (Kopien) und eines ärztlichen Zeugnisses neuester Zeit bis spätestens **15. September 1958 an die Direktion der Gewerbeschule Solothurn** einreichen, welche über alles Auskunft erteilt.

Die Gewerbeschulkommission

Ausschreibung von Lehrstellen

Am Realgymnasium Basel sind auf den 1. April 1959 folgende Lehrstellen zu besetzen:

1 Lehrstelle für Deutsch, Englisch, Geschichte

1 Lehrstelle für Französisch, Deutsch, Geschichte

1 Lehrstelle für Naturkunde und Geographie
Bedingung für diese Stellen: Mittellehrerdiplom

2 Lehrstellen für Mathematik und Turnen
Bedingung: Mittellehrerdiplom und Turnlehrerdiplom

1 Lehrstelle für Deutsch, Latein, Geschichte
Bedingung: Oberlehrerdiplom.

1 Lehrstelle für Englisch in Verbindung mit einem andern Fach
Bedingung: Oberlehrerdiplom, Anglistik als Hauptfach.

Die Inspektion behält sich vor, je nach dem Ergebnis der Ausschreibung für einzelne Stellen feste Vikariate einzurichten. Bewerber wollen ihre Anmeldung bis zum **20. September 1958 dem Rektor des Realgymnasiums, Herrn Dr. Eduard Sieber, Hermann-Kinkelin-Strasse 10, Basel,** einsenden. Der von Hand geschriebenen Anmeldung sind beizulegen: eine Darstellung des Lebenslaufes und des Bildungsganges, Diplome und Ausweise über die bisherige Lehrtätigkeit (Abschriften oder Photokopien) sowie ein ärztliches Zeugnis über den gegenwärtigen Gesundheitszustand. Die Besoldungsverhältnisse und die Pensions-, Witwen- und Waisenversicherung sind gesetzlich geregelt.

Erziehungsdepartement Basel-Stadt

Kantonales Unterseminar in Küsnacht

Auf den 1. Mai 1959 sind am Kantonalen Unterseminar in Küsnacht folgende neugeschaffene Hauptlehrerstellen zu besetzen:

1 Lehrstelle für Deutsch und Geschichte

1 Lehrstelle für Deutsch und Englisch

(eventuell statt dessen: **1 Lehrstelle für Deutsch und 1 Lehrstelle für Geschichte und Englisch).**

Die Bewerber müssen Inhaber des zürcherischen oder eines andern gleichwertigen Diploms für das höhere Lehramt sein und über Lehrerfahrung auf der Mittelschulstufe verfügen.

Vor der Anmeldung ist bei der Seminardirektion in Küsnacht schriftlich Auskunft über die einzureichenden Ausweise und über die Anstellungsbedingungen einzuholen. Persönliche Vorstellung soll nur auf Einladung hin erfolgen. Bewerber, die sich bereits für die im Mai dieses Jahres ausgeschriebene Lehrstelle für Deutsche Sprache angemeldeten, gelten auch für die hier ausgeschriebenen Stellen als angemeldet, sofern ihre Studienausweise den hier verlangten Fachkombinationen entsprechen.

Die Anmeldungen sind bis **30. September 1958 der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, Walchetor, Zürich 1,** einzureichen.

Zürich, den 20. August 1958 **Die Erziehungsdirektion**

Alder & Eisenhut AG

Turn-, Sport- und Spielgerätefabrik
Küsnacht-Zch. Tel. (051) 90 09 05

Fabrik **Ebnat-Kappel**

Sämtliche Geräte nach den Vorschriften der neuen Turnschule

Direkter Versand ab Fabrik

Mit Cementit fahren Sie gut ...

es ist eben auch wasserfest!

Im Fachgeschäft erhältlich

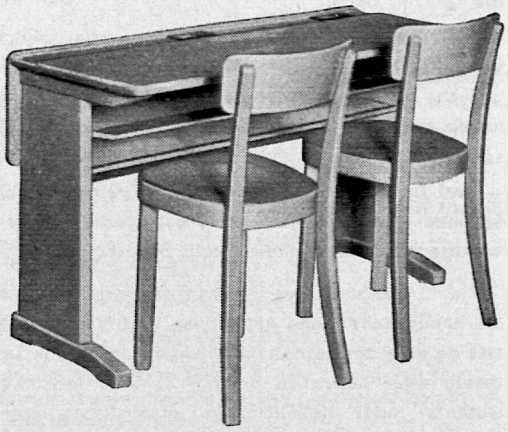
Für Physikunterricht
günstig zu verkaufen

2 oder 3 modernste, fabrikneue

el. Experimentier-Schalttafeln
(Vorführmodelle)

Es handelt sich um die neueste Norm-Schalttafel, gebaut nach den modernsten Grundsätzen des Physikunterrichts, fabrikneu (lediglich als Vorführmodell verwendet).

Anfragen an **EGATON AG.**
für elektr. Verteil-, Schalt- u. Steueranlagen, **Bern,** Könizstrasse 13,
Telephon (031) 7 19 58



Schulmöbel aus Holz und Stahlrohr
zählen zu unseren **Spezialitäten**

Jahrzehntelange Erfahrung bürgt für gute Beratung

Tütsch AG Klingnau
Tel. (056) 5 10 17 und 5 10 18 Gegründet im Jahre 1870

Neu aus USA

Plastische Relief-Karte

EIA KARTENHAUS

Die moderne, zweckmässige Wand-Dekoration für Geschäftsleute. Diverse Modelle: Europa, Welt etc.

EIA Kartenhaus, Zürich, Spezialhaus für Landkarten
Dreikönigstrasse 12, vis-à-vis Mövenpick Claridenhof

AZ
Zürich 1